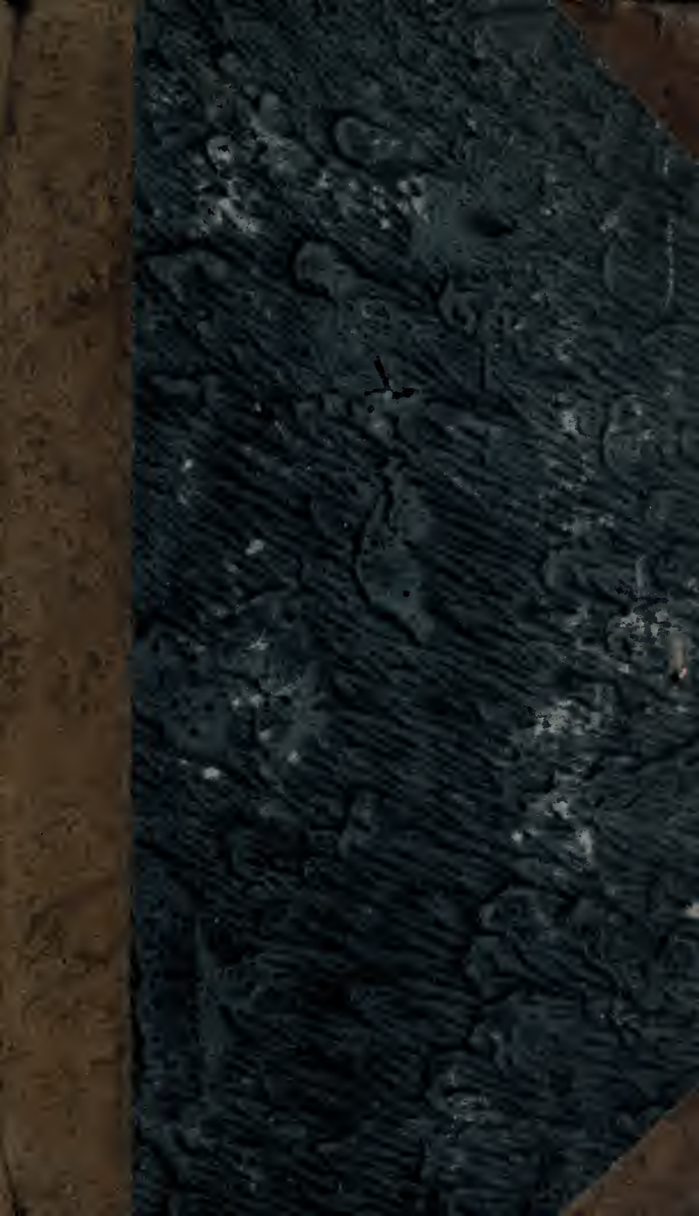




Christiane Baurner

Auszüge
aus den
französischen Classikern

Zur
allgemeinen Schulencyclopädie
gehörig

Verfertiget
von
E. C. Trapp

Dritter Theil
FENELON

Braunschweig
in der Schulbuchhandlung
1791.


LIBRARY
MAY 1 8 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorrede.

Es ſcheint nöthig, was über die Beſtimmung dieſer Auszüge in der Ankündigung und nachher im Braunſchw. Journal März 1790 geſagt iſt, hier kürzlich zu wiederholen.

1. Dieſe Chreſtomathie wird aus zwölf Bänden von der Gröſse der bisherigen, alſo aus zwölf Alphabeten beſtehn.

2. Die kleinere Hälfte wird Poeſie, die gröſsere Proſe enthalten.

3. Dies Werk ist nicht für die ersten Anfänger, sondern für solche, die der Sprache schon mechanisch mächtig sind, und nun Uebung im Interpretiren haben und mit der französischen Litteratur Bekanntschaft machen sollen.

4. Unter denen, die französisch lernen, gibt es viele, z. B. das ganze weibliche Geschlecht, die keine Bekanntschaft mit der alten Litteratur haben, dedenen also Phädrus, Horaz, Homer, Ulysses, Thetis, u. s. w. so fremd sind als Ilidschuzai, Oktai, Koblai u. s. w. Diesen zu Liebe musste manches historische, mythologische u. d. gl. erklärt werden, was die Zöglinge gelehrter Schulen manchmal in den untern Klassen schon lernen.

5. Dies Werk ist kein System von Sachkenntnissen, schliesst sich auch

an kein ſolches Syſtem an, fugt ſich in keines ein; widerſpricht aber auch keinem, und iſt bei keinem unbrauchbar. Dies iſt alles was man von Schulbüchern fodern kann, deren letzter Zweck auf Sprachkenntniſs geht, wo alſo die Sachen nur Mittel, nur Vehikel ſind.

6. Ob nun aber gleich dies Werk zum Sprachunterricht beſtimmt iſt, ſo ſoll es doch nicht dienen das Studium der franzöſiſchen Sprache zu erſchöpfen. Es iſt genug, wenn man die Jugend einen guten Anfang darin machen läſst. Hiezu aber bedarf es nur ſolcher Muſter, die in der gewöhnlichen guten Schriftſprache geſchrieben ſind, nicht der Werke eines Montagne, Rabelais, Marot und Anderer, deren Sprache, ſo ſchön ſie ſeyn mag, doch

veraltet iſt, und ein eigenes für ein reiferes Alter und beſondere Zwecke aufzuſparendes kritiſches Studium erfodert.

7. Indeſſen iſt mit la Fontaine eine Ausnahme gemacht; wogegen hoffentlich niemand etwas haben wird.

8. Mit la Fontaine und Boileau fängt die Sammlung meiner Auszüge an; aber damit iſt nicht geſagt, wie verſtändige Leute auch von ſelbſt einſehn, daſs man mit dieſen beiden Schriftſtellern den Anfang der franzöſiſchen Sprach-lectüre mit der Jugend machen ſoll. Jeder fängt mit dem Bande und dem Schriftſteller an, der nach ſeiner Methode der erſte ſeyn muſs. Nach der meinigen würde ich die eben gedachten beiden Schriftſteller zuletzt nehmen. Den Anfang der poetiſchen Lectüre würde ich mit

Trauerſpielen machen, den Anfang der proſaiſchen mit Geſchichte. Aber jeder hat ſeine Weiſe, und ich mogte meine Auszüge ordnen wie ich wollte, ich machte es ſicher einigen unrecht. Darum ordnete ich hier lieber nach keiner Methode, auch nicht nach der meinigen. Dieſes Ordnen iſt ja auch ohnehin eine ſo leichte Sache, ſobald man ſich eine Methode gewählt hat! Die Hauptſache bei ſolchen Auszügen wie dieſe, iſt, daſs ſie viel und mancherlei, und alles aus klaſſiſchen Schriftſtellern zu leſen geben; ferner daſs ſie nichts unnützes und nichts ſchädliches, überhaupt nichts unzweckmäſsiges enthalten.

9. Ueber die letztern Punkte ſind die Stimmen aber eben ſo getheilt, wie über die Methode; daher rechne ich

auch hier keinesweges auf allgemeinen Beifall. Nur kann ich mich hiebei nicht ſo leidend, wie bei der Ordnung der Schriftſteller und der Bände verhalten; ich muſs weglaſſen, was mir unnütz oder ſchädlich ſcheint.

10. Aber nicht alles, was ich weglaſſe, erkläre ich dadurch für unnütz oder ſchädlich. Ich habe nur zwölf Alphabete zu füllen, auch darum muſs vieles wegbleiben. Es lieſsen ſich leicht dreiſsig Alphabete ſehr nützlicher Sachen für die Jugend zuſammenbringen, wenn das Publikum es verlangte.

11. Zu Worterklärungen fand ich im erſten Bande öfter Anlaſs als im zweiten und dritten. Ich laſſe ſie allenthalben weg, wo ein gutes Handlexikon hin-

hinreicht den Sinn zu finden. Man muſs die Jugend, für welche dieſe Auszüge gemacht werden, zum Lexikon hintreiben.

12. Wem die Sacherläuterungen im erſten Bande etwa zu gelehrt und umſtändlich dünken ſollten, der muſs mich wegen des Textes, nicht wegen der Anmerkungen, in Anſpruch nehmen. Wollte ich jenen haben, ſo wurden dieſe nöthig. Ob ich aber nicht bisweilen einen unrechten Text gewählt habe? Ob ich z. B. die art poetique von B. hätte aufnehmen ſollen? Ich dachte: wegen euers Herzens Härtigkeit, da ihr nun einmal durchaus Theorien der Künſte ſchon mit der Schuljugend leſen wollt; dann, weil die art poetique ſo gefeilt und ſo voll ſchöner

Verſe iſt, die in jedermanns Munde ſind; endlich weil ſie mit der franzöſiſchen ſchönen Litteratur bekannt macht. Wer hätte es mir verziehen, wenn ich ſie nicht aufgenommen hätte?

Trapp.

Fenelons Leben.

Fenelon war nach Kopf und Herz einer der vorzüglichsten Menschen, die je gelebt haben: das bezeugen seine Schriften und seine Freunde; das sieht man in allen Verhältnissen seines Lebens, wovon ich hier nur die drei wichtigsten nennen will: er war Prinzen-lehrer, verfolgter Schriftsteller und Erzbischof.

Sein Zögling war *Ludwig* Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XIV und Vater Ludwigs XV; noch ein zartes Kind, als Fenelon, unterstützt von verständigen Gehülfen, im Jahr 1689 seine Erziehung übernahm. Damals *) hatte dieser Prinz bei grossen Talenten

*) Von hier an schreibe ich fast immer wörtlich ab aus *Histoire de la vie de Messr. François de Salignac de la Motte-Fenelon, Archeveque Duc de Cambrai. à la Haye chez les freres Vaillant et N. Prevost.* 1723.

grofse Fehler. Er war jähzornig, ungeftüm, hochmüthig, eigenfinnig. Und aus diefem Kinde ward nachher der fanftefte Prinz und der tief die Leiden der Menfchheit fühlte; der fich alles verfagte, um andern zu helfen; der fich zur Krone nur beftimmt glaubte, um der Vater feiner Unterthanen zu feyn und fie gut und glücklich zu machen.

Auch ward wol nie bei der Bildung eines Prinzen die Sorgfalt fo von der Klugheit geleitet als hier. Das wichtigfte bei der moralifchen Erziehung ift *einftimmiges Betragen* Aller, die dem Kinde nahe kommen. Nirgends ward dies genauer beobachtet als bei diefem Prinzen. War Einer mit ihm unzufrieden, fo fchienen es alle. Es war alles Ein Ton, einerlei Grundfätze, dasfelbe Verfahren. Der Prinz fand keine Rettung als im Gehorfam und in der Erfüllung feiner Pflichten.

Um feinen Geift zu bilden, fuchte man Wifsbegierde bei ihm rege zu machen, und liefs fich von diefer leiten, um fie zu befriedigen. So vermied man alles gezwungene, was der Unterricht nach Stunden und Lehrgebäuden für Kinder mit fich führt; fo verwandelte man die Spiele des Prinzen in Studien; und die ernfthafteften Studien wurden eine angenehme Unterhaltung. Eine Unterredung,

die veranstaltet ward, ohne dass der Zögling es merkte, gab Gelegenheit eine Geschichte zu lesen, eine Karte zu untersuchen, über dies und jenes Betrachtungen anzustellen, so weit das Kiud nach seinem Alter es vermogte. So unterrichtete man ihn von den vornehmsten Begebenheiten des Alterthums und der neuern Zeiten, machte ihn mit den grossen Männern aller Jahrhunderte bekannt und lehrte ihn die Tugend lieben. Fenelon schrieb seine *Todtengespräche* und seinen *Telemach* in dieser Absicht.

Um den Eigensinn, das Aufbrausen, den Hochmuth des jungen Prinzen zu unterdrücken, bediente man sich bald einer traurigen Miene, die auf allen Gesichtern verbreitet war, bald eines feinen Spottes, bald einer Fabel, worin man ihn sich selbst wie im Spiegel sehen liess.

Die gewöhnlichen Züchtigungen wurden bei ihm nie gebraucht. Man strafte ihn bloss durch Entziehung eines Vergnügens, eines Spazierganges, selbst eines Unterrichts, den er lieb gewonnen hatte,

Nur aufrichtiges Geständniss erwarb ihm Verzeihung; und um ihn dazu zu gewöhnen, gestand man die Fehler, die man in seiner Gegenwart begangen haben mogte. So nutzten

die Erzieher dieses Prinzen ihre eignen Unvollkommeheiten zur Besserung ihres Zöglings.

Man flöſste ihm Liebe zur Tugend ein, nicht durch trockne Regeln, nicht durch Sittensprüche, nicht durch ſtudirte Reden: Ein Wort, Ein Blick, Eine gefühlvolle Aeusserung zu rechter Zeit angebracht, vertrat die Stelle von dem allen. So gab man ihm ſtündlich Lehren ohne daſs ers überdrüssig ward, ja ohne daſs ers einmal merkte. Bei Tisch, beim Spiel, auf den Spaziergängen, in den Unterhaltungs-ſtunden verwandelte man alles in Lehren, und durch unvermerkt eingeſtreute Züge und sinnreiche Wendungen, lieſs man ihn allenthalben edle Gesinnungen und königliche Tugenden finden. Mit der Liebe zur Wahrheit, die man ihm einflöſste, verband man die groſse Kunſt zu schweigen. Um ihn früh an die Verschwiegenheit zu gewöhnen, lieſs man mit Vorsicht, ein Vertrauen zu ihm blicken, das über sein Alter war und die wichtigſten Angelegenheiten betraf.

In den *Todtengesprächen* und im *Telemach* trug Fenelon seinem Zöglinge folgende Grundsätze vor:

Alle Völker der Erde sind nur so viele Familien in Einem Staate, dessen gemeinschaftli-

cher Vater Gott ist. Das allgemeine Naturgesetz, wornach er will, dafs jede Familie beherrscht werde, ist: das gemeine Beste dem eigenen Vortheile vorzuziehen.

Wenn die Menschen diesem Naturgesetze folgten, so würde jeder aus Vernunft und Liebe das thun, was er jetzt nur aus Eigennutz oder aus Furcht thut. Aber die Leidenschaften verblenden, verderben und verhindern uns dieses grofse Gesetz zu erkennen und zu befolgen. Man hat es erklären, und durch bürgerliche Gesetze zur Ausübung bringen lassen, folglich eine höchste Gewalt feitsetzen müssen, wovon man nicht weiter appelliren und wozu jeder als zu der Quelle der Einheit des Staats und der bürgerlichen Ordnung seine Zuflucht nehmen könnte, sonst würde es so viel willkürliche Regierungen als Köpfe geben.

Die Liebe zum Volk, das gemeine Beste, das allgemeine Wohl der Gesellschaft ist also das unveränderliche und allgemeine Gesetz für die Regenten. Dies Gesetz ist älter als jeder Vertrag. Es ist in der Natur selbst gegründet, es ist die Quelle und die Regel aller andern Gesetze. Der Regent mufs diesem Urgesetze am gehorsamsten seyn. Er vermag alles über die Unterthanen, aber dies Gesetz mufs alles über ihn vermögen. Der gemeinschaftliche

Vater der grofsen Menfchen-familie hat ihm feine Kinder nur darum anvertraut, dafs er fie glücklich mache. Er will, dafs Einer durch feine Weisheit dem Glück fo Vieler aufhelfe, nicht dafs fo Viele mit ihrem Elende dem Uebermuthe eines Einzigen fchmeicheln. Gott hat ihn nicht feinetwegen zum Könige gemacht, er ift es nur darum, dafs er der Führer der Völker fey, und er verdient die königliche Würde nur in fofern er fich felbft für das gemeine Befte vergifst.

Der tyrannifche Defpotism der Selbftherrfcher ift ein frevelhafter Eingriff in die Rechte der verbrüderten Menfchheit. Sie zerftören das grofse Gefetz der Natur, desfen Befchützer fie feyn follten. Der Defpotism der Menge ift eine vernunftlofe und blinde Gewalt, die wider fich felbft wütet. Ein Volk durch eine zügellofe Freiheit verderbt, ift unter allen Tyrannen der unerträglichfte. Die Weisheit jeder Regierungs-form befteht darin, das Mittel zwifchen diefen beiden fchrecklichen Ausfen-enden zu finden, befteht in einer Freiheit, die blofs durch das Anfehen der Gefetze eingefchränkt ift. Aber die verblendeten und gegen fich felbft feindfelig gefinnten Menfchen wisfen fich nicht auf diefer richtigen Mittelftrafse zu erhalten.

Trauriger Zuſtand der menſchlichen Natur! Die Selbſtherrſcher, eiferſüchtig auf ihr Anſehen, wollen dieſes immer vergröſsern. Die Völker, eingenommen für ihre Freiheit wollen dieſe immer erweitern. Doch iſt es beſser, aus Liebe zur Ordnung die Uebel zu ertragen, die in allen, auch den beſt-geformteſten Staaten unvermeidlich ſind, als das Joch *alles* Anſehens abzuſchütteln, und ſich für immer der Wut der Menge zu überlasſen, die ohne Regel und Richtſchnur handelt. Iſt alſo die höchſte Gewalt einmal durch Grundgeſetze Einem oder Einigen oder Vielen zuerkannt, ſo ertrage man die Misbräuche, wenn man nicht auf Wegen, die der guten Ordnung nicht zuwiderlaufen, Rath ſchaffen kann.

Alle Arten von Regierungs-formen ſind nothwendigerweiſe unvollkommen, da man die höchſte Gewalt immer nur *Menſchen* anvertrauen kann. Und alle Arten von Regierungs-formen ſind gut, wann die, welche am Ruder ſitzen, das groſse Geſetz des gemeinen Beſtens befolgen. In der bloſsen Betrachtung ſcheinen gewisſe Formen beſser als andere; aber in der Ausübung zieht die Schwäche oder die Verderbtheit der Menſchen, die alle denſelben Leidenſchaften unterworfen ſind, allen Staaten Uebel zu, die ſich ungefähr einander

die Wage halten. Zwei oder drei Menſchen reiſsen gewöhnlich den Monarchen oder den Senat mit ſich fort.

Man wird alſo das Glück der menſchlichen Geſellſchaft nicht in Vertauſchung, nicht in Umſtürzung der feſtgeſetzten Formen, ſondern darin finden, daſs man *die Oberherren* überzeugt, die Sicherheit ihrer Herrſchaft hange von dem Glück ihrer Unterthanen ab, und *die Unterthanen*, ihr dauerhaftes Glück verlange Unterwürfigkeit. Freiheit ohne Ordnung iſt Zügelloſigkeit, und dieſe zieht den Deſpotism nach ſich. Ordnung ohne Freiheit iſt Sklaverei, und dieſe endiget in Anarchie.

Auf der einen Seite muſs man den Fürſten begreiflich machen, daſs Begierde nach grenzenloſer Gewalt eine Raſerei iſt, die ihr eignes Anſehen zu Grunde richtet. Gewöhnen ſich die Selbſtherrſcher, kein anderes Geſetz als ihren unumſchränkten Willen anzuerkennen, ſo untergraben ſie den Grund ihrer Macht, es wird plötzlich eine gewaltſame Umwälzuug des Staats entſtehen, die anſtatt ihr Anſehen in die gehörigen Schranken einzuſchlieſsen, es ohne Rettung ganz zu Boden ſchlagen wird.

Auf der andern Seite muſs man die Völker belehren, daſs ihre Oberherren dem Haſs,

der Eiferſucht und unwillkührlichen Fehltritten ausgeſetzt ſind, die ſchreckliche aber unvorhergeſehene Folgen haben, daſs man alſo die Könige beklagen und ſie entſchuldigen muſs. Es iſt das Unglück der Menſchen, daſs ſie von einem Könige regiert werden müsſen, der ſelbſt nichts weiter als ein Menſch iſt. Denn es brauchte Götter, um die Menſchen in Ordnung zu halten. Aber es iſt nicht minder ein Unglück für die Könige, daſe ſie, die ſelbſt nur Menſchen, das heiſst ſchwache unvollkommene Weſen ſind, über eine unzählbare Menge von verdorbenen und betrügeriſchen Menſchen regieren müsſen.

So lehrte der edle Fenelon unter dem deſpotiſchen, eiteln und das wahre Wohl ſeiner Unterthanen verkennenden und zerſtörenden Ludwig XIV; und dieſer, der ſich an mehr als einer Stelle im Telemach getroffen fühlte, warf nur noch mehr Haſs auf den wackern Erzbiſchoff; denn ſchon vor der Bekanntmachung des Telemachs war er ihm nicht gut, man hatte den vortreflichen Mann bei ihm angeſchwärtzt. Die Veranlasſung dazu war folgende.

Eine Frau von *Güion* äuſserte über die *Liebe zu Gott* Gedanken, die, wohlverſtan-

den, der liebe-vollen Seele eines Fenelon sehr gefallen und ihrer Urheberin an ihm einen Freund und Beschützer erwerben mussten. Die Lehre dieser Frau war, kurz gefasst, folgende:

„Die Liebe ist die Quelle und der Zweck, die Regel und die Ausübung aller Gesetze, aller Pflichten, aller Tugenden, und die beiden Mittel zu dieser vollkommenen Liebe zu gelangen sind das *Gebet* und die *Selbstverleugnung*.“

„Das Gebet ist weder eine angenehme sinnliche Empfindung noch der Zauber einer erhitzten Einbildungs-kraft, noch ein tiefsinniges Forschen des Verstandes, sondern ein Hang der Seele nach ihrem Urheber wie nach ihrem Mittelpunkte, ein Hang, dessen die Einfältigsten fähig sind, den nichts unterbrechen muss, und der sich mit allen Pflichten unsers irdischen Zustandes verträgt.“

„Anfänglich muss man sich äusserst und zu wiederholten malen anstrengen, muss oft zu Gott zurückkehren, um sich von den Gegenständen der Leidenschaften zu trennen, um sich von allem, was sie reizen könnte, zu entfernen, um sich zu sammeln, sich zu einigen, sich in seine geistige Natur zu verschliessen, und so nach

und nach ſich zu gewöhnen immer kunſtloſer, einförmiger und zutraulicher in der Gegenwart Gottes zu leben.“

„Indeſs der Geiſt ſich ſo zu der höchſten Wahrheit empor ſchwingt macht ſich das Herz nicht bloſs von aller groben Sinnlichkeit, ſondern auch von allen verfeinerten Leidenſchaften frei. Hier iſt die Quelle von zwei Wirkungen der Weisheit, die ſehr verſchieden ſind.“

„Anfänglich macht uns Gott von den unreinen Vergnügungen durch den Vorſchmack einer himmliſchen Freude los. Beſeelt von den zarten Empfindungen einer aufkeimenden Liebe übt man ſich mit edler und männlicher Kraft in allen Arbeiten einer thätigen Tugend. Die Seele, von der Liebenswürdigkeit Gottes eingenommen, wird unempfindlich gegen die verführiſchen Reize irdiſcher Wohlluſt.“

„Darauf fängt Gott ein ander Werk in uns an, um die falſche Selbſtliebe zu zerſtören, nicht durch Freuden, ſondern durch Schmerzen. Nachdem er uns von den irdiſchen Gegenſtänden abgezogen hat, ſchlieſst

er uns in die Einöde unsers eigenen Wesens ein, damit wir die Finsternisse, die Ohnmacht, das Leere desselben fühlen mögen. Er zeigt uns alle Abscheulichkeiten des *Selbst*, des *Ichs*; das Unreine der Tugenden desselben, seine Eingriffe in die Rechte der Gottheit. Welche Quelle von Schmerzen für ein Geschöpf, das sich und seine eigene Tugend anbetet! Die Seele findet in sich nichts, das ihrer Liebe werth sey, und wenn sie nun den Ueberdruss an ihrer eigenen Gesellschaft nicht länger ertragen kann, so geht sie aus sich selbst heraus um sich in die Liebe des einzigen Liebenswürdigen zu versenken."

„Dann schweigt das lästige Geräusch der Sinne und der Einbildungs-kraft, wie der Tumult der Gedanken und Leidenschaften; und die ganze Seele, in tiefe Stille eingewiegt, betet im Geist und in der Wahrheit den an, den kein Wort und kein Begriff zu fassen vermögend ist. Aber diese Stille schliesst nur die *unnöthigen* Betrachtungen, die *überflüssigen* Vernunft-bestrebungen, die *fruchtlosen* Nachforschungen aus, welche die Wirksamkeit des Herzens unterbrechen,"

Dies ist das wesentliche der Lehre, die der selbstsüchtige *Bossuet* durchaus als ketze-

risch verworfen wissen wollte, und die der edle Fenelon in Schutz nahm, weil er durch den Nebel der unschicklichen Darstellung die in diesem Auszuge lange so merklich nicht ist, als in den Schriften der Frau von Güion, den grossen und wahren Sinn erblickte, der zum Grunde lag.

Der Streit der beiden Prälaten erregte Aufsehen und ward auch dem Könige bekannt. Dieser nahm Partei für Bossuet. War Fenelon Hofmann, so gab er nun nach: Aber das war er so wenig; dass er die Wahrheit und seine Freundin nur desto nachdrücklicher vertheidigte und erklärte, er halte sich nur dann zu schweigen oder gar zu widerrufen verbunden, wann der oberste Richter in kirchlichen Angelegenheiten, der Papst, es ihm beföhle. Aus dieser Festigkeit machte man dem guten Fenelon beim Könige ein Verbrechen; man nannte sie Hartnäckigkeit. Der König hiess ihn aus Paris und nach seinem erzbischöflichen Sitze nach Cambrai gehen. Fenelon gehorchte auf der Stelle.

Die Schrift, worin er seine Meinung über die reine Liebe zu Gott dargelegt und vertheidigt hatte, ging nach Rom. Sie führte den

Titel: Maximes des Saints. Zu Rom ging man ungern daran, dies Buch zu verdammen. Aber ein Cardinal ſagte: Wenn wir es nicht thun, ſo haben wir Händel mit dem franzöſiſchen Hofe. Und dies entſchied für die Verdammung. Fenelon unterwarf ſich augenblicklich mit der gröſsten Selbſtverleugnung, und erhielt ſo einen weit gröſsern Sieg über ſeine Feinde, als dieſe über ihn.

Nie hat ein Geiſtlicher oder Weltlicher ſeinem Amte treuer und mit mehr Einſicht vorgeſtanden, als Fenelon. Die Menſchen gut, verſtändig und glücklich zu machen war ſein einziges Beſtreben.

Er verlegte die geiſtliche Pflánzſchule, die unter ihm ſtand, nach Cambrai, um die Zöglinge unter ſeinen Augen zu haben, um unmittelbar ihr Lehrer und Führer zu ſeyn. Wöchentlich einmal unterhielt er ſich mit ihnen über die Gründe der Religion, lieſs ſich von ihnen Einwürfe machen, hörte dieſe mit unbeſchreiblicher Geduld an und beantwortete ſie mit väterlicher Güte. Er wuſste allen alles zu werden.

Seine Predigten floſsen ihm aus dem Herzen. Sie athmeten ganz die Liebe, woron

dieſes voll war, *die* Liebe, die alle Tugenden erzeugt und veredelt. Alles ſpitzfindige, gelehrte, tiefſinnige, ſo wie aller unnöthige Rednerſchmuck war daraus verbannt.

Die ihm untergeordneten Geiſtlichen behandelte er wie Brüder, lieſs ſie nie ſeinen Rang und ſeine Talente fühlen, nahm ihren Rath an und machte ſich ihre Erfahrungen zu nutze. „Der Hirte, pflegte er zu ſagen, muſs noch gelehriger ſeyn, als die Herde. Er muſs ohne Aufhören lernen, um zu lehren, muſs oft gehorchen, um gut befehlen zu können. Der verſtändige vermehrt ſeine Einſichten mit denen, die er bei Andern findet.“

Er begnügte ſich nicht, die Geſchäfte des Erzbiſchofs zu verwalten, er übernahm auch die eines Unter-geiſtlichen, er war Beichtvater und Seelſorger von vielen Laien. Man hat nach ſeinem Tode die Briefe gedruckt, die er an dieſe ſchrieb. Sie ſind voll der edelſten Geſinnungen, die aus den erhabenſten Grundſätzen ſtammen und der Fasſungskraft der einfältigſten angemesſen ſind; ſie ſind voll Kenntniſs des menſchlichen Herzens, dringen in die verborgenſten Falten desſelben, enthüllen die Schlauheit der Eigenliebe, und ſtellen ſie

dem zarten Gefühl der göttlichen Liebe gegenüber; sie sind endlich voll sanfter Frömmigkeit und voll Nachsicht gegen die Fehler Anderer, ohne doch ihren Sinnen und ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, oder den Foderungen der reinen Sittlichkeit etwas zu vergeben.

Fenelon war strenge ja hart gegen sich selbst, ohne es äusserlich scheinen zu wollen. Er schlief wenig, ass noch weniger und verstattete sich kein ander Vergnügen, als was die Erfüllung seiner Pflichten ihm gewährte. Spazieren gehn war seine einzige Erholung so lange er Erzbischof zu Cambrai war.

Bei grossen Einkünften starb er arm. Seinen Ueberfluss vertheilte er stets unter die Dürftigen. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Reihe von Wohlthätigkeit.

Diese Zierde der Menschheit ward geboren den 6. August 1651 zu Schloss Fenelon in Perigord, und starb zu Anfang des Jahrs 1715.

TABLE
DES SECTIONS
CONTINUES EN CE VOLUME.

b 4

Fin de la Table.

DEMONSTRATION
DE
L'EXISTENCE DE DIEU,

TIREE

DE LA CONNAISSANCE DE LA NATURE, ET EN PARTICULIER DE LA CONNAISSANCE DE L'HOMME, PROPORTIONEE A LA PORTEE DES PLUS SIMPLES.

I.

Les preuves metaphyſiques de l'éxiſtence de Dieu ne ſont pas à la portée de tout le monde.

Je ne puis ouvrir les yeux, ſans admirer l'art qui éclate dans toute la nature. Le moindre coup d'œil ſuffit pour appercevoir la main qui fait tout.

Que les hommes accoûtumés à méditer les vérités abſtraites, et à remonter aux premiers principes, connaiſſent la divinité par ſon idée: c'eſt un chemin ſûr pour arriver à la ſource de toute vérité. Mais plus ce chemin eſt droit et court, plus il eſt rude et inacceſſible au commun des hommes qui dépendent de leur imagination.

C'eſt une démonſtration ſi ſimple, qu'elle échape par ſa ſimplicité aux eſprits incapables des opérations purement intellectuelles. Plus cette voie de trouver le premier être eſt parfaite, moins il y a d'eſprits capables de la ſuivre.

II.

Les preuves morales de l'éxiſtence de Dieu ſont à la portée de tout le monde.

Mais il y a une autre voie moins parfaite, et qui eſt proportionée aux hommes les plus médiocres. Les hommes les moins exercés au raiſonnement, et les plus attachés aux préjugés ſenſibles, peuvent d'un ſeul regard découvrir celui qui ſe peint dans tous ſes ouvrages. La ſageſſe et la puiſſance qu'il a marquées dans tout ce qu'il a fait, ſe font voir comme dans un miroir à ceux qui ne le peuvent contempler dans ſa propre idée. C'eſt une philoſophie ſenſible et populaire, dont tout homme ſans paſſions et ſans préjugés eſt capable.*) *Humana autem anima rationalis eſt, quae mortalibus vinculis peccati poenâ tenebatur, ad hoc diminutionis redacta, ut per conjecturas rerum viſibilium ad intelligenda inviſibilia niteretur.*

*) Aug. lib. 3. de lib. arb.

III.

Pourquoi ſi peu de perſonnes font attention aux preuves que la nature fournit de l'éxiſtence de Dieu.

Si un grand nombre d'hommes d'un eſprit ſubtil et pénétrant, n'ont pas trouvé Dieu par ce coup d'œil jetté ſur toute la nature, il ne faut pas s'en étonner. Les paſſions qui les ont agités, leur ont donné des diſtractions continuelles; ou bien les faux préjugés, qui naiſſent des paſſions, ont fermé leurs yeux à ce grand ſpectacle. Un homme paſſionné pour une grande affaire, qui emporterait toute l' application de ſon eſprit, paſſerait pluſieurs jours dans une chambre en négociation pour ſes interêts, ſans regarder ni les proportions de la chambre, ni les ornemens de la cheminée, ni les tableaux qui feraient autour de lui. Tous ces objets feraient ſans ceſſe devant ſes yeux, et aucun d'eux ne ferait impreſſion ſur lui. Ainſi vivent les hommes. Tout leur préſente Dieu,*) et ils ne le voient nulle part. Il était

*) Ipſius vero Mundi, qui omnia complexu ſuo coërcet et continet, natura non artificioſa ſolum, ſed planè artifex ab eodem Zenone dicitur, conſultrix et provida utilitatum, opportunitatumque omnium. *Cic. lib.* 2. *de Natura Deor. cap.* 22. *Joan.* I. 10.

dans le monde, et le monde a été fait par lui: et cependant ce monde ne l'a point connu. *In mundo erat, et mundus per ipſum factus eſt, et mundus eum non cognovit.* Ils paſſent leur vie ſans avoir apperçû cette repréſentation ſi ſenſible de la divinité: tant la faſcination du monde obſcurcit leurs yeux: *Faſcinatio nugacitatis obſcurat bona.* Souvent même ils ne veulent pas les ouvrir, et ils affectent de les tenir fermés, de peur de trouver celui qu'ils ne cherchent pas. Enfin ce qui devrait le plus ſervir à leur ouvrir les yeux, ne ſert qu'a les leur fermer davantage, je veux dire la conſtance et la régularité des mouvemens que la ſuprême ſageſſe a mis dans l'univers. Saint Auguſtin *) dit que ces merveilles ſe ſont avilies par leur répetition continuelle: *Aſſiduitate viluerunt.* Ciceron parle préciſément de même. A force de voir tous les jours les mêmes choſes, l'eſprit s'y accoûtume, auſſi-bien que les yeux. Il n'admire, ni n'oſe ſe mettre en aucune maniere en peine de chercher la cauſe des effets qu'il voit toûjours arriver de la même ſorte: comme ſi c'était la nouveauté, et non pas la grandeur de la choſe même qui dût nous porter à faire cette recher-

*) Ein Kirchenvater, d. i. ein Lehrer der chriſtlichen Kirche in den erſten Jahrhunderten.

che : *) *Sed aſſiduitate quotidiana et conſuetudine oculorum aſſueſcunt animi, neque admirantur, neque requirunt rationes earum rerum, quas ſemper vident, perinde quaſi novitas nos magis quam magnitudo rerum debeat ad exquirendas cauſas excitare.*

IV.

Toute la nature montre l'éxiſtence de ſon auteur.

Mais enfin toute la nature montre l'art infini de ſon auteur. Quand je parle d'un art, je veux dire un aſſemblage de moyens choiſis tout exprès pour parvenir à une fin préciſe. C'eſt un ordre, un arrangement, une induſtrie, un deſſein ſuivi.**) Le hazard eſt tout au contraire une cauſe aveugle et néceſſaire, qui ne prépare, qui n'arrange, qui ne choiſit rien, et qui n'a ni volonté, ni intelligence. Or je ſoutiens que l'univers porte le caractere d'une cauſe infiniment puiſſante et induſtrieuſe. Je ſoutiens que le hazard, c'eſt-à-dire le concours aveugle

*) *Cic. lib.* 2. *cap.* 38. *de Nat. Deor.*

**) In quibus nulla temeritas, ſed ordo apparet, et artis quaedam ſimilitudo. *Cic. de Nat. Deor. l.* 2.

et fortuit des caufes néceffaires et privées de raifon, ne peut avoir formé ce tout. C'eft ici qu'il eft bon de rapeller les célebres comparaifons des anciens.

V.

Belles comparaifons qui prouvent que la nature montre l'éxiftence de fon auteur.

Premiere comparaifon, tirée de l'Iliade d'Homere.

Qui croira que l'Iliade d'Homere, ce poeme fi parfait, n'ait jamais été compofé par un effort du génie d'un grand Poete; et que les caracteres de l'alphabet ayant été jettés en confufion, un coup de pur hazard, comme un coup de dez, ait raffemblé toutes les lettres précifément dans l'arrangement neceffaire pour décrire dans des vers pleins d'harmonie et de variété, tant de grands évenemens; pour les placer, et pour les lier fi bien tous enfemble; pour peindre chaque objet avec tout ce qu'il a de plus gracieux, de plus noble, et de plus touchant; enfin pour faire parler chaque perfonne felon fon caractere, d'une maniere fi naïve et fi paffionnée? Qu'on

raiſonne, et qu'on ſubtiliſe tant qu'on voudra, jamais on ne perſuadera à un homme ſenſé, que l'Iliade n'ait point d'autre auteur que le hazard. Ciceron en diſait autant des Annales d'Ennius; et il ajoûtait *) que le hazard ne ferait jamais un ſeul vers, bien loin de faire tout un poeme. Pourquoi donc cet homme ſenſé croirait-il de l'univers, ſans doute encore plus merveilleux que l'Iliade, ce que ſon bon ſens ne lui permettra jamais de croire de ce poeme? Mais paſſons à une autre comparaiſon, qui eſt de Saint Gregoire de Naziance. **)

VI.

Seconde comparaiſon, tirée du ſon des inſtrumens.

Si nous entendions dans une chambre, derriere un rideau, un inſtrument doux et harmonieux, croirions-nous que le hazard, ſans aucune main d'homme, pût avoir formé cet inſtrument? Dirions-nous que les cordes d'un violon feraient venues d'elles-mêmes ſe ranger, et s'étendre ſur un bois, dont les pieces ſe feraient collées enſemble, pour former une ca-

*) *Lib. 2. de Nat. Deor.*
**) Einem Kirchenvater.

vité, avec des ouvertures réguliéres? Soutiendrions-nous que l'archet formé ſans art, ſerait pouſſé par le vent, pour toucher chaque corde ſi diverſement, et avec tant de juſteſſe? Quel eſprit raiſonnable pourrait douter ſerieuſement, ſi une main d'homme toucherait cet inſtrument avec tant d'harmonie? Ne s'écrierait-il pas qu'une main ſavante le toucherait? Ne nous laſſons point de faire ſentir la même vérité.

VII.

Troiſiéme comparaiſon, tirée d'une ſtatue.

Qui trouverait dans une île déſerte et inconnue à tous les hommes, une belle ſtatue de marbre, dirait auſſi-tôt, ſans doute il y a eu ici autrefois des hommes; je reconnais la main d'un habile ſculpteur; j'admire avec quelle délicateſſe il a ſû proportionner tous les membres de ce corps, pour leur donner tant de beauté, de grace, de majeſté, de vie, de tendreſſe, de mouvement, et d'action.

Que répondrait un homme, ſi quelqu'un s'aviſait de lui dire: non, un ſculpteur ne fit jamais cette ſtatue. Elle eſt faite, il eſt vrai, ſelon le goût le plus exquis, et dans les re-

gles de la perfection: mais c'eſt le hazard tout ſeul qui l'a faite. Parmi tant de morceaux de marbre, il y en a eu un qui s'eſt formé ainſi de lui-même; les pluies et les vents l'ont détaché de la montagne; un orage très-violent l'a jetté tout droit ſur ce piedeſtal, qui s'était préparé de lui-même dans cette place. C'eſt un Appollon parfait comme celui de Belvedere. C'eſt une Vénus qui égale celle de Médicis. C'eſt un Hercule qui reſſemble à celui de Farneſe. *) Vous croiriés, il eſt vrai, que cette figure marche, qu'elle vit, qu'elle penſe, et qu'elle va parler: mais elle ne doit rien à l'art; et c'eſt un coup aveugle du hazard, qui l'a ſi bien finie, et placée.

VIII.

Quatriéme comparaiſon, tirée d'un tableau.

Si on avait devant les yeux un beau tableau qui repréſentât, par exemple, le paſſage de la mer rouge avec Moïſe, à la voix duquel les

*) *Belvedere*, *Medicis* und *Farneſe* ſind drei berühmte italieniſche Familien, denen ehedem die genannten Statuen gehörten.

eaux ſe fendent et s'élevent comme deux murs, pour faire paſſer les Iſraélites à pied ſec au travers des abîmes: on verrait d'un côté cette multitude innombrable de peuple plein de confiance et de joie, levant les mains au ciel; de l'autre côté l'on appercevrait Pharaon avec les Egyptiens pleins de trouble et d'effroi, à la vûe des vagues qui ſe raſſembleraient pour les engloutir. En vérité, où ſerait l'homme qui oſât dire qu'une ſervante barbouillant au hazard cette toile avec un balai, les couleurs ſe ſeraient rangées d'elles-mêmes pour former ce vif coloris, ces attitudes ſi variées, ces airs de têtes ſi paſſionnés, cette belle ordonnance de figures en ſi grand nombre, ſans confuſion, cet accommodement de draperies, ces diſtributions de lumieres, ces degradations de couleurs, cette exacte perſpective, enfin tout ce que le plus beau génie d'un peintre peut raſſembler. Encore s'il n'était queſtion que d'un peu d'écume à la bouche d'un cheval, j'avoue, ſuivant l'hiſtoire qu'on en raconte, et que je ſuppoſe ſans l'examiner, qu'un coup de pinceau jetté de dépit par le peintre, pourrait une ſeule fois dans la ſuite des ſiécles la bien repréſenter. Mais au moins le peintre avait-il déjà choiſi avec deſſein les couleurs les plus propres à repréſenter cette écume, pour les

préparer au bout du pinceau. Ainsi ce n'est qu'un peu de hazard qui a achevé ce que l'art avait déjà commencé. De plus cet ouvrage de l'art et du hazard tout ensemble, n'était qu'un peu d'écume, objet confus, et propre à faire honneur à un coup de hazard, objet informe, qui ne demande qu'un peu de couleur blanchâtre échapée au pinceau, sans aucune figure précis ni aucune correction de dessein. Quelle comparaison de cette écume avec tout un dessein d'histoire suivie, où l'imagination la plus feconde, et le génie le plus hardi, étant soûtenu par la science des regles, suffisent à peine pour exécuter ce qui compose un tableau excellent? Je ne puis me resoudre à quitter ces exemples, sans prier le lecteur de remarquer que les hommes les plus sensés ont naturellement une peine extrême à croire que les bêtes n'aient aucune connaissance, et qu'elles soient de pures machines. D'où vient cette répugnance invincible en tant de bons esprits? C'est qu'ils supposent avec raison que des mouvements si justes, et d'une si parfaite méchanique, ne peuvent se faire sans aucune industrie, et que la matiere seule, sans art, ne peut faire ce qui marque tant de connaissance. On voit par là que la raison la plus droite conclut naturellement que la matiere seule ne peut, ni par les loix sim-

ples du mouvement, ni par les coups capricieux du hazard, faire des animaux qui ne ſoient que de pures machines. Les philoſophes même qui n'attribuent aucune connaiſſance aux animaux, ne peuvent éviter de reconnaitre, que ce qu'ils ſuppoſent aveugle et ſans art dans ces machines, eſt plein de ſageſſe et d'art dans le premier moteur qui en a fait les reſſorts, et qui en a réglé les mouvemens. Ainſi les philoſophes les plus oppoſés reconnaiſſent également que la matiere et le hazard ne peuvent produire ſans art tout ce qu'on voit dans les animaux.

IX.

Examen particulier de la nature.

Après ces comparaiſons, ſur leſquelles je prie le lecteur de ſe conſulter ſimplement ſoi-même ſans raiſonner, je crois qu'il eſt tems d'entrer dans le détail de la nature. Je ne prétends pas la pénétrer toute entiere. Qui le pourrait? Je ne prétends même entrer dans aucune diſcuſſion de phyſique. Ces diſcuſſions ſuppoſeraient certaines connaiſſances approfondies, que beaucoup de gens d'eſprit n'ont jamais acquiſes; et je ne veux leur propoſer que le ſimple coup d'œil de la face de la nature. Je ne veux leur par-

ler que de ce que tout le monde ſait, et qui ne demande qu'un peu d'attention tranquille et ſérieuſe.

X.

De la ſtructure générale de l'univers.

Arrêtons-nous d'abord au grand objet, qui attire nos premiers regards; je veux dire la ſtructure générale de l'univers. Jettons les yeux ſur cette terre qui nous porte. Regardons cette voûte immenſe des cieux qui nous couvre, ces abîmes d'air et d'eau qui nous environnent, et ces aſtres qui nous éclairent. Un homme qui vit ſans reflexion, ne penſe qu'aux eſpaces qui ſont auprès de lui, ou qui ont quelque rapport à ſes beſoins. Il ne regarde la terre que comme le plancher de ſa chambre, et le ſoleil qui l'éclaire pendant le jour, que comme la bougie qui l'éclaire pendant la nuit. Ses penſées ſe renferment dans le lieu étroit qu'il habite. Au contraire l'homme accoutumé à faire des reflexions étend ſes regards plus loin, et conſidere avec curioſité les abimes preſque infinis dont il eſt environné de toutes parts. Un vaſte royaume ne lui parait alors qu'un petit coin de la terre: la

Terre elle-même n'eſt à ſes yeux qu'un point dans la maſſe de l'univers ; et il admire de s'y voir placé, ſans ſavoir comment il y a été mis.

XI.

De la terre.

Qui eſt-ce qui a ſuſpendu ce globe de la terre, qui eſt immobile ? Qui eſt-ce qui en a poſé les fondemens ? Rien n'eſt, ce ſemble, plus vil qu'elle, les plus malheureux *) la foulent aux pieds. Mais c'eſt pourtant pour la poſſéder qu'on donne les plus grands tréſors. Si elle était plus dure, l'homme ne pourrait en ouvrir le ſein pour la cultiver. Si elle était moins dure, elle ne pourrait le porter ; il enfoncerait par tout, comme il enfonce dans le ſable, ou dans un bourbier. C'eſt du ſein inépuiſable de la terre que ſort tout ce qu'il y a de plus précieux. Cette maſſe informe, vile, et groſſiere, prend toutes les formes les plus diverſes ; et elle ſeule donne tour à tour les biens que nous lui demandons. Cette boue ſi ſale ſe transforme en mille beaux objets qui charment les yeux. En une ſeule an-

*) Die verächtlichſten Menſchen.

née elle devient branches, boutons, feuilles, fleurs, fruits, et femences, pour renouveller fes liberalités en faveur des hommes. Rien ne l'épuife. Plus on déchire fes entrailles, plus elle eft libérale. Après tant de fiecles, pendant lefquels tout eft forti d'elle, elle n'eft point encore ufée. Elle ne reffent aucune vieilleffe: fes entrailles font encore pleines des mêmes tréfors. Mille générations ont paffé dans fon fein. Tout vieillit, excepté elle feule; elle rajeunit chaque année au printems. Elle ne manque point *) aux hommes: mais les hommes infenfés fe manquent à eux-mêmes en négligeant de la cultiver. C'eft par leur pareffe, et par leurs defordres, qu'ils laiffent craître les ronces et les épines en la place des vendanges et des moiffons. Ils fe difputent un bien qu'ils laiffent perdre. Les conquerans laiffent en friche la terre, pour la poffeffion de laquelle ils ont fait périr tant de milliers d'hommes, et ont paffé leur vie dans une fi terrible agitation. Les hommes ont devant eux des terres immenfes qui font vuides et incultes: et ils renverfent le genre humain pour un coin de cette terre fi négligée. La terre, fi elle

*) *Sie* läfst es den Menfchen nicht an *fich* fehlen, aber die unverftändigen Menfchen laffen es an fich felbft fehlen, indem fie u. f. w.

était bien cultivée, nourrirait cent fois plus d'hommes qu'elle n'en nourrit. L'inégalité même des terroirs, qui paraît d'abord un défaut, se tourne en ornement et en utilité. Les montagnes se sont élevées, et les vallons sont descendus en la place que le Seigneur leur a marquées. Ces diverses terres, suivant les divers aspects du soleil, ont leurs avantages. Dans ces profondes vallées on voit craître l'herbe fraîche pour nourrir les troupeaux. Auprès d'elles s'ouvrent de vastes campagnes revêtues de riches moissons. Ici des coteaux s'élevent comme un amphithéatre, et sont couronnés de vignobles, et d'arbres fruitiers. Là de hautes montagnes vont porter leur front glacé jusques dans les nues, et les torrens qui en tombent sont les sources des rivieres. Les rochers qui montrent leur cime escarpée, soûtiennent la terre des montagnes, comme les os du corps humain en soûtiennent les chairs. Cette varieté fait le charme des païsages, et en même tems elle satisfait aux divers besoins des peuples. Il n'y a point de terroir si ingrat, qui n'ait quelque proprieté. Non seulement les terres noires et fertiles, mais encore les argilleuses et les graveleuses, récompensent l'homme de ses peines. Les marais desséchés deviennent fertiles; les sables ne couvrent d'or-

dinaire que la ſurface de la terre ; et quand le laboureur a la patience d'enfoncer, il trouve un terroir neuf qui ſe fertiliſe, à meſure qu'on le remue, et qu'on l'expoſe aux rayons du ſoleil.

Il n'y a preſque point de terre entierement ingrate, ſi l'homme ne ſe laſſe point de la remuer pour l'expoſer au ſoleil, et s'il ne lui demande que ce qu'elle eſt propre à porter. Au milieu des pierres et des rochers, on trouve d'excellens pâturages ; il y a dans leurs cavités des veines, que les rayons du ſoleil pénetrent, et qui fourniſſent aux plantes, pour nourrir les troupeaux, des ſucs très ſavoureux. Les côtes mêmes qui paraiſſent les plus ſtériles et les plus ſauvages, offrent ſouvent des fruits délicieux, ou des remedes très ſalutaires, qui manquent dans les païs les plus fertiles. D'ailleurs, c'eſt par un effet de la providence divine, que nulle terre ne porte tout ce qui ſert à la vie humaine. Car le beſoin invite les hommes au commerce, pour ſe donner mutuellement ce qui leur manque ; et ce beſoin eſt le lien naturel de la ſociété entre les nations ; autrement tous les peuples du monde ſeraient réduits à une ſeule ſorte d'habits et d'alimens ; rien ne les inviterait à ſe connaître et à s'entrevoir.

XII.

Des plantes.

Tout ce que la terre produit ſe corrompant, rentre dans ſon ſein, et devient le germe d'une nouvelle fécondité. Ainſi elle reprend tout ce qu'elle a donné, pour le rendre encore. Ainſi la corruption des plantes, et les excrémens des animaux qu'elle nourrit, la nourriſſent elle-même, et perfectionnent ſa fertilité. Ainſi plus elle donne, plus elle reprend; et elle ne s'épuiſe jamais, pourvu qu'on ſache dans ſa culture, lui rendre ce qu'elle a donné. Tout ſort de ſon ſein, tout y rentre, et rien ne s'y perd. Toutes les ſemences qui y retournent, ſe multiplient. Confiés à la terre des grains de blé: en ſe pourriſſant ils germent; et cette mere féconde nous rend avec uſure plus d'épis qu'elle n'a reçu de grains. Creuſés dans ſes entrailles: vous y trouverés la pierre et la marbre pour les plus ſuperbes édifices. Mais qui eſt-ce qui a renfermé tant de tréſors dans ſon ſein, à condition qu'ils ſe reproduiſent ſans ceſſe? Voyés tant de métaux précieux et utiles, tant de minéraux deſtinés à la commodité de l'homme.

Admirés les plantes qui naiſſent de la terre. Elles fourniſſent des alimens aux ſains, et des remèdes aux malades. Leurs eſpèces et leurs vertus ſont innombrables. Elles ornent la terre, elles donnent de la verdure, des fleurs odoriférantes, et des fruits délicieux. Voyés-vous ces vaſtes forêts, qui paraiſſent auſſi anciennes que le monde? Ces arbres s'enfoncent dans la terre par leurs racines, comme leurs branches s'élevent vers le ciel. Leurs racines les défendent contre les vents, et vont chercher comme par de petits tuyaux ſouterrains, tous les ſucs deſtinés à la nourriture de leur tige. La tige elle-même ſe revêt d'une dure écorce, qui met le bois tendre à l'abri des injures de l'air. Les branches diſtribuent en divers canaux la fève, que les racines avaient réunie dans le tronc. En été ces rameaux nous protègent de leur ombre contre les rayons du ſoleil. En hiver ils nourriſſent la flamme, qui conſerve en nous la chaleur naturelle. Leur bois n'eſt pas ſeulement utile pour le feu; c'eſt une matiere douce, quoique ſolide et durable, à laquelle la main de l'homme donne ſans peine toutes les formes qu'il lui plait, pour les plus grands ouvrages de l'architecture et de la navigation. De plus, les arbres fruitiers, en penchant leurs rameaux vers la terre, ſemblent

offrir leurs fruits à l'homme. Les arbres et les plantes, en laiſſant tomber leurs fruits, ou leurs graines, ſe préparent autour d'eux une nombreuſe poſtérité. La plus faible plante, le moindre légume contient en petit volume dans une graine le germe de tout ce qui ſe déploie dans les plus hautes plantes, et dans les plus grands arbres. La terre qui ne change jamais, fait tous ces changemens dans ſon ſein.

XIII.

De l'eau.

Regardons maintenant ce qu'on apelle l'eau. C'eſt un corps liquide, clair et tranſparent, D'un côté il coule, il échape, il s'enfuit. De l'autre il prend toutes les formes des corps qui l'environnent, n'en ayant aucune par lui-même. Si l'eau était un peu plus raréfié, elle deviendrait une eſpèce d'air; toute la face de la terre ſerait sèche et ſtérile. Il n'y aurait que des animaux volatiles: nulle eſpèce d'animal ne pourrait nager, nul poiſſon ne pourrait vivre; il n'y aurait aucun commerce par ſa navigation. Quelle main induſtrieuſe a ſu épaiſſir l'eau, en ſubtiliſant l'air, et diſtinguer ſi bien ces deux eſpeces de corps fluides? Si l'eau

était un peu plus raréfiée, elle ne pourrait plus soûtenir ces prodigieux édifices flotans, qu'on nomme vaiſſeaux. Les corps les moins peſans s'enfonceraient d'abord dans l'eau. Qui eſt-ce qui a pris le ſoin de choiſir une ſi juſte configuration de parties, et un degré ſi précis de mouvement, pour rendre l'eau ſi fluide, ſi inſinuante, ſi propre à échaper, ſi incapable de toute conſiſtance: et néanmoins ſi forte pour porter, et ſi impétueuſe pour entraîner les plus peſantes maſſes? Elle eſt docile; l'homme la mene comme un cavalier mene ſon cheval, ſur la pointe des racines; il la diſtribue comme il lui plaît; il l'élève ſur les montagnes eſcarpées, èt ſe ſert de ſon poids pour lui faire faire des chûtes, qui la font remonter autant qu'elle eſt deſcendue. Mais l'homme qui mène les eaux avec tant d'empire, eſt à ſon tour mené par elles. L'eau eſt une des plus grandes forces mouvantes, que l'homme ſache employer pour ſuppléer à ce qui lui manque dans les arts les plus néceſſaires, par la petiteſſe et par la faibleſſe de ſon corps. Mais ces eaux, qui nonobſtant leur fluidité, ſont des maſſes ſi peſantes, ne laiſſent pas de s'élever audeſſus de nos têtes, et d'y demeurer longtems ſuſpendues. Voyés-vous ces nuages qui volent comme ſur les ailes des vents? S'ils tombaient tout à coup par de groſſes colonnes

d'eaux, rapides comme des torrens, ils ſubmergeraient et détruiraient tout dans l'endroit de leur chûte, et le reſte des terres demeurerait aride. Quelle main les tient dans ces réſervoirs ſuſpendus, et ne leur permet de tomber que goute à goute, comme ſi on les diſtilait par un arroſoir? D'où vient qu'en certains païs chauds, où il ne pleut preſque jamais, les roſées de la nuit ſont ſi abondantes, qu'elles ſuppléent au défaut de la pluie: et qu'en d'autres païs, tels que les bords du *Nil* et du *Gange*, l'inondation réguliére des fleuves en certaines ſaiſons, pourvoit à point nommé aux beſoins des peuples, pour arroſer les terres? Peut-on s'imaginer des meſures mieux priſes, pour rendre tous les païs fertiles?

Ainſi l'eau deſaltère non ſeulement les hommes, mais encore les campagnes arides; et celui qui nous a donné ce corps fluide, l'a diſtribué avec ſoin ſur la terre, comme les canaux d'un jardin. Les eaux tombent des hautes montagnes, où leurs réſervoirs ſont placés. Elles s'aſſemblent en gros ruiſſeaux dans les vallées. Les rivieres ſerpentent dans les vaſtes campagnes, pour les mieux arroſer. Elles vont enfin ſe précipiter dans la mer, pour en faire le centre du commerce à toutes les nations. Cet océan, qui ſemble mis au milieu

des terres, pour en faire une éternelle séparation, est au contraire le rendés-vous de tous les peuples, qui ne pourraient aller par terre d'un bout du monde à l'autre, qu'avec des fatigues, des longueurs, et des dangers incroyables. C'est par ce chemin sans trace, au travers des abîmes, que l'ancien Monde donne la main au nouveau, et que le nouveau prête à l'ancien tant de commodités et de richesses. Les eaux distribuées avec tant d'art, font une circulation dans la terre, comme le sang circule dans le corps humain. Mais outre cette circulation perpétuelle de l'eau, il y a encore le flux et le reflux de la mer. Ne cherchons point les causes de cet effet si misterieux. Ce qui est certain, c'est que la mer vous porte et reporte précisement aux mêmes lieux, à certaines heures. Qui est-ce qui la fait se rerirer, et puis revenir sur ses pas, avec tant de régularité ? Un peu plus, un peu moins de mouvement dans cette masse fluide, déconcerterait toute la nature. Un peu plus de mouvement dans les eaux qui remontent, inonderait des royaumes entiers. Qui est-ce qui a su prendre des mesures si justes dans des corps immenses? Qui est-ce qui a su éviter le trop et le trop peu ? Quel doigt a marqué à la mer la borne immobile, qu'elle doit respecter dans la

ſuite de tous les ſiecles, en lui diſant: là vous viendrés briſer l'orgueil de vos vagues? Mais ces eaux ſi coulantes deviennent tout à coup pendant l'hiver dures comme des rochers. Les ſommets des hautes montagnes ont même en tout tems des glaces et des neiges, qui ſont les ſources des riviéres, et qui, abbreuvant les pâturages, les rendent plus fertiles. Ici les eaux ſont douces, pour deſaltérer l'homme: là elles ont un ſel, qui aſſaiſonne, et rend incorruptibles nos alimens. Enfin, ſi je lève la tête, j'apperçois dans les nues qui volent au-deſſus de nous, des eſpèces de mers ſuſpendues, pour tempérer l'air, pour arrêter les rayons enflammés du ſoleil, et pour arroſer la terre quand elle eſt trop sèche. Quelle main a pu ſuſpendre ſur nos têtes ces grands réſervoirs d'eaux? Quelle main prend ſoin de ne les jamais laiſſer tomber, que par des pluies modérées.

XIV.

De l'air.

Après avoir conſidéré les eaux, appliquons-nous à examiner d'autres maſſes, encore plus étendues. Voyez-vous ce qu'on nomme l'air?

C'eſt un corps ſi pur, ſi ſubtil et ſi tranſparent, que les rayons des aſtres, ſitués dans une diſtance preſque infinie de nous, le percent tout entier, ſans peine et en un ſeul inſtant, pour venir éclairer nos yeux. Un peu moins de ſubtilité dans ce corps fluide nous aurait dérobé le jour, ou ne nous aurait laiſſé tout au plus, qu'une lumiere ſombre et confuſe, comme quand l'air eſt plein de brouillards épais. Nous vivons plongés dans des abimes d'air, comme les poiſſons dans des abimes d'eau. De même que l'eau, ſi elle ſe ſubtiliſait, deviendrait une eſpèce d'air, qui ferait mourir les poiſſons: l'air, de ſon côté, nous ôterait la reſpiration, s'il devenait plus épais et plus humide. Alors nous nous noyerions dans les flots de cet air épaiſſi, comme un animal terreſtre ſe noye dans la mer. Qui eſt-ce qui a purifié avec tant de juſteſſe cet air que nous reſpirons? S'il était plus ſubtil, il n'aurait pas cette douceur, qui fait une nourriture continuelle du dedans de l'homme. Nous éprouverions par tout ce qu'on éprouve ſur le ſommet des montagnes les plus hautes, où la ſubtilité de l'air ne fournit rien d'aſſés humide, et d'aſſés nourriſſant pour les poumons. Mais quelle puiſſance inviſible excite et appaiſe ſi ſoudainement les tempétes de ce

grand corps fluide? Celles de la mer n'eu sont que les suites. De quel trésor sont tirés les vents qui purifient l'air, qui atiédissent les saisons brûlantes, qui tempérent la rigueur des hivers, et qui changent en un instant la face du ciel? Sur les ailes des vents volent les nuées d'un bout de l'horizon à l'autre. On sait que certains vents règnent en certaines mers, dans des saisons précises. Ils durent un tems réglé, et il leur en succède d'autres, comme tout exprès, pour rendre les navigations commodes et réguliéres. Pourvu que les hommes soient patiens, et aussi ponctuels que les vents, ils feront sans peine les plus longues navigations.

XV.

Du feu.

Voyés-vous ce feu qui paraît allumé dans les astres, et qui répand par tout sa lumiére? Voyés-vons cette flamme que certaines montagnes vomissent, et que la terre nourrit de souffre dans ses entrailles? Ce même feu demeure paisiblement caché dans les veines des cailloux; et il y attend à éclater, jusqu'à ce que le choc d'un autre corps l'excite, pour ébranler les villes et les montagnes. L'hom-

me a ſu l'allumer et l'attacher à tous ſes uſages, pour plier les plus durs métaux, et pour nourrir avec du bois, juſques dans les climats les plus glacés, une flamme qui lui tienne lieu de ſoleil, quand le ſoleil s'éloigne de lui. Cette flamme ſe gliſſe ſubtilement dans toutes les ſemences. Elle eſt comme l'ame de tout ce qui eſt impur, et renouvelle ce qu'elle a purifié. Le feu prête ſa force aux hommes trop faibles. Il enlève tout à coup les édifices et les rochers. Mais veut-on le borner à un uſage plus modèré? Il réchauffe l'homme, il cuit les alimens. Les anciens, admirant le feu, ont cru que c'était un tréſor céleſte, que l'homme avoit dérobé aux Dieux.*)

XVI.

Du ciel.

Il eſt tems d'élever nos yeux vers le ciel. Quelle puiſſance a conſtruit audeſſus de nos têtes une ſi vaſte et ſi ſuperbe voute? Quelle étonnante varieté d'admirables objets! C'eſt pour nous donner un beau ſpectacle, qu'une main

*) Nach einer alten griechiſchen Sage ſoll dieſer Feuer-Dieb *Prometheus* geheiſſen haben.

toutepuiſſante a mis devant nos yeux de ſi grands et de ſi éclatans objets. C'eſt pour nous faire admirer le ciel, dit Cicéron, *) que Dieu a fait l'homme autrement que le reſte des animaux. Il eſt droit et lève la tête pour être occupé de ce qui eſt audeſſus de lui. Tantôt nous voyons un azur ſombre, où les feux les plus purs étincelent. Tantôt nous voyons dans un ciel tempéré les plus douces couleurs, avec des nuances que la peinture ne peut imiter. Tantôt nous voyons des nuages de toutes les figures, et de toutes les couleurs les plus vives, qui changent à chaque moment cette décoration, par les plus beaux accidens de lumiére. La ſucceſſion réguliere des jours et des nuits, que fait-elle entendre? Le ſoleil ne manque **) jamais, depuis tant de ſiécles, à ſervir les hommes, qui ne peuvent ſe paſſer de lui. L'aurore, depuis des milliers d'années, n'a pas manqué une ſeule fois d'annoncer le jour. Elle le commence à point nommé, au moment, et au lieu réglé. Le ſoleil, dit l'écriture, fait où il doit ſe coucher chaque jour. Par là il éclaire tour à tour les deux côtés du monde, et viſite tous ceux auxquels il doit ſes rayons. Le jour eſt le tems de la ſociété et du travail:

*) *L.* 2. *de Nat. Deor.*

**) Ermangelt, oder deutſcher *unterläſst* nie.

la nuit, enveloppant de ſes ombres la terre, finit tour à tour toutes les fatigues, et adoucit toutes les peines. Elle ſuſpend, elle calme tout; elle répand le ſilence et le ſommeil. En délaſſant les corps, elle renouvelle les eſprits. Bientôt le jour revient, pour rapeller l'homme au travail, et pour ranimer toute la nature.

XVII.

Du ſoleil.

Mais outre le cours ſi conſtant, qui forme les jours et les nuits, le ſoleil nous en montre un autre, par leque il s'approche pendant ſix mois d'un pole, et au bout de ſix mois, revient avec la même diligence ſur ſes pas, pour viſiter l'autre. Ce bel ordre fait qu'un ſeul ſoleil ſuffit à toute la terre. S'il était plus grand dans la même diſtance, il embraſerait tout le monde; la terre s'en irait en poudre. Si dans la même diſtance il était moins grand, la terre ſerait toute glacée et inhabitable. Si dans la même grandeur il était plus voiſin de nous, il nous enflammerait. Si dans la même grandeur, il etait plus éloigné de nous, nous ne pourrions ſubſiſter dans le globe terreſtre, faute de chaleur. Quel compas, dont le tour em-

braſſe le ciel et la terre, a pris des meſures ſi juſtes? Cet aſtre ne fait pas moins de bien à la partie dont il s'éloigne, pour la tempérer, qu'à celle dont il s'approche, pour la favoriſer de ſes rayons. Ses regards bienfaiſans fertiliſent tout ce qu'il voit. Ce changement fait celui des ſaiſons, dont la varieté eſt ſi agréable. Le printems fait taire les vents glacés, montre les fleurs et promet les fruits. L'été donne les riches moiſſons. L'automne répand les fruits promis par le printems. L'hiver, qui eſt une eſpèce de nuit, où l'homme ſe délaſſe, ne concentre tous les tréſors de la terre, qu'afin que le printems ſuivant les deploie avec toutes les graces de la nouveanté. Ainſi la nature, diverſement parée, donne tour à tour tant de beaux ſpectacles, qu'elle ne laiſſe jamais à l'homme le tems de ſe dégoûter de ce qu'il poſſède.

Mais comment eſt-ce que le cours du ſoleil peut être ſi régulier? Il paraît que cet aſtre n'eſt qu'un globe de flamme très ſubtile, et par conſéquent très fluide. Qui eſt-ce qui tient cette flamme, ſi mobile et ſi impetueuſe, dans les bornes préciſes d'un globe parfait? Quelle main conduit cette flamme dans un chemin ſi droit, ſans qu'elle s'échappe jamais d'aucun côté? Cette flamme ne tient à rien, et il n'y

a aucun corps qui pût ni la guider, ni la tenir affujettie. Elle confumerait bien-tôt tout corps qui la tiendrait renfermée dans fon enceinte, Où va-t-elle? Qui lui a appris à tourner fans ceffe, et fi régulierement dans des efpaces où rien ne la gêne? Ne circule-telle pas autour de nous, tout exprès pour nous fervir? Que fi cette flamme ne tourne pas, et fi au contraire c'eft nous qui tournons autour d'elle, je demande d'oû vient qu'elle eft fi bien placée dans le centre de l'univers, pour étre comme le foyer, ou le cœur de toute la nature. Je demande d'où vient que ce globe d'une matière fi fubtile ne s'échappe jamais d'aucun côté, dans ces efpaces immenfes qui l'environnent, et où tous les corps, qui font fluides, femblent devoir céder à l'impétuofité de cette flamme.

Enfin je demande d'où vient que le globe de la terre, qui eft fi dure, tourne fi regulierement autour de cet aftre, dans des efpaces où nul corps folide ne le tient affujetti, pour régler fon cours? Qu'on cherche tant qu'on voudra, dans la phyfique, les raifons les plus ingénieufes pour expliquer ce fait: toutes ces raifons (fuppofé méme qu'elles foient vraies) fe tourneront en preuves de la Divinité. Plus ce reffort, qui conduit la machine de l'univers, eft jufte, fimple, conftant, affûré, et fécond

en effets utiles: plus il faut qu'une main très-puiſſante et très-induſtrieuſe ait ſu choiſir ce reſſort, le plus parfait de tous.

XVIII.

Des aſtres.

Mais regardons encore une fois ces voûtes immenſes, où brillent les aſtres, et qui couvrent nos têtes. Si ce ſont des voûtes ſolides: qui en eſt l'architecte? Qui eſt-ce qui a attaché tant de grands corps lumineux à certains endroits de ces voûtes, de diſtance en diſtance? Qui eſt-ce qui fait tourner ces voutes ſi régulierement autour de nous? Si au contraire les cieux ne ſont que des eſpaces immenſes remplis de corps fluides, comme l'air qui nous environne: d'où vient que tant de corps ſolides y flottent, ſans s'enfoncer jamais, et ſans ſe rapprocher jamais les uns des autres? Depuis tant de ſiècles, que nous avons des obſervations aſtronomiques, on eſt encore à découvrir le moindre dérangement dans les cieux. Un corps fluipe donne-t-il un arrangement ſi régulier aux corps qui nagent circulairement dans ſon enceinte? Mais que ſignifie cette multitude preſque innombrable d'étoiles? La profuſion,

avec laquelle la main de Dieu les a répandues fur fon ouvrage, fait voir qu'elles ne coutent rien à fa puiffance. Il en a femé les cieux, comme un prince magnifique répand l'argent à pleines mains, ou comme il met des pierreries fur un habit. Que quelqu'un dife, tant qu'il lui plaira, que ce font autant de mondes, femblables à la terre que nous habitons; je le fupofe pour un moment. Combien doit être puiffant et fage, celui qui fait des mondes auffi innombrables que les grains de fable, qui couvrent les rivages des mers; et qui conduit fans peine, pendant tant de fiècles, tous ces mondes errans, comme un berger conduit un troupeau? Si au contraire ce font feulement des flambeaux allumés pour luire à nos yeux, dans ce petit globe, qu'on nomme la terre: quelle puiffance, que rien ne laffe, et a qui rien ne coûte*)! **) Quelle profufion, pour donner à l'homme, dans ce petit coin de l'univers, un fpectacle fi étonnant!

Mais parmi ces aftres, j'apperçois la lune, qui femble partager avec le foleil, le foin de nous éclairer. Elle fe montre à point nommé,

B 6

*) Schwer ift.

**) Suftinendi muneris propter imbecillitatem difficultas minimè cadit in majeftatem Deorum. *Cic. lib. 2, De Nat. Deor.*

avec toutes les étoiles, quand le ſoleil eſt obligé d'aller ramener le jour dans l'autre hémiſphère. Ainſi la nuit même, malgré ſes ténèbres, a une lumiere, ſombre à la vérité, mais douce et utile. Cette lumiere eſt empruntée du ſoleil, quoi qu'abſent. Ainſi tout eſt ménagé dans l'univers, avec un ſi bel art, qu'un globe voiſin de la terre, et auſſi ténébreux qu'elle par lui-même, ſert néanmoins à lui renvoyer per réflexion, les rayons qu'il reçoit du ſoleil; et que ce ſoleil éclaire par la lune, les peuples qui ne peuvent le voir, pendant qu'il doit en éclairer d'autres.

Le mouvement des aſtres, dira-t-on, eſt réglé par des loix immuables. Je ſuppoſe le fait. Mais c'eſt ce fait-même, qui prouve ce que je veux établir. Qui eſt-ce qui a donné à toute la nature des loix, tout enſemble ſi conſtantes et ſi ſalutaires; des loix ſi ſimples, qu'on eſt tenté de croire qu'elles s'établiſſent d'elles-mêmes, et ſi fécondes en effets utiles, qu'on ne peut s'empêcher d'y reconnaître un art merveilleux? D'où nous vient la conduite de cette machine univerſelle, qui travaille ſans que nous y penſions? A qui attribuerons-nous l'aſſemblage de tant de reſſorts ſi profonds, et ſi bien concertés; et de tant de corps, grands et petits, viſibles et inviſibles, qui conſpirent

également pour nous ſervir? Le moindre atome de cette machine, qui viendrait à ſe déranger, démonterait toute la nature. Les reſſorts d'une montre ne ſont point liés avec tant d'induſtrie et de juſteſſe. Quel eſt donc ce deſſein ſi étendu, ſi ſuivi, *) ſi beau, ſi bienfaiſant? La néceſſité de ces loix, loin de m'empêcher d'en chercher l'auteur, ne fait qu'augmenter ma curioſité et mon admiration. Il falloit qu'une main également induſtrieuſe et puiſſante mît dans ſon ouvrage un ordre également ſimple et fecond, conſtant et utile. Je ne crains donc pas de dire avec l'écriture, que chaque étoile ſe hâte d'aller où le Seigneur l'envoie; en que quand il parle, elles répondent avec tremblement: nous voici! *Ecce adſumus!*

XIX.

Des animaux.

Mais tournons nos regards vers les animaux, encore plus dignes d'admiration que les cieux et les aſtres. Il y en a des eſpèces innombrables. Les uns n'ont que deux piés, d'autres

*) Zuſammenhängend.

en ont quatre, d'autres en ont un très-grand nombre. Les uns marchent; les autres rampent; d'autres volent: d'autres nagent; d'autres volent, marchent et nagent tout ensemble. Les aîles des oiseaux et les nageoires des poissons sont comme des rames, qui fendent la vague de l'air ou de l'eau, et qui conduisent le corps flottant de l'oiseau ou du poisson, dont la structure est semblable à celle d'un navire. Mais les aîles des oiseaux ont des plumes avec un duvet, qui s'enfle à l'air, et qui s'appesantirait dans les eaux. Au coutraire les nageoires des poissons ont des pointes dures et sèches, qui fendent l'eau, sans en être imbibées; et qui ne s'appesantissent point quand on les mouille. Certains oiseaux qui nagent, comme les cygnes, élèvent en haut leurs aîles et tout leur plumage, de peur de le mouiller, et afin qu'il leur serve comme de voiles. Ils ont l'art de tourner ce plumage du côté du vent, et d'aller, comme les vaisseaux, à la bouline, quand le vent ne leur est pas favorable. Les oiseaux aquatiques, tels que les canards, ont aux pates de grandes peaux, qui s'étendent, et qui font des raquettes à leurs piés, pour les empécher d'enfoncer dans les bords marécageux des rivieres.

Parmi ces animaux, les bêtes féroces, telles que les lions. sont celles qui ont des muscles les plus gros aux épaules, aux cuisses et aux jambes : aussi ces animaux sont-ils souples, agiles, nerveux et promts à s'élancer. Les os de leurs mâchoires sont prodigieux, à proportion du reste de leur corps. Ils ont des dents, et des griffes, qui leur servent d'armes terribles, pour déchirer et pour dévorer les autres animaux. Par la même raison les oiseaux de proie, comme les aigles, ont un bec et des ongles, qui percent tout. Les muscles de leurs aîles sont d'une extrême grandeur, et d'une chair très dure, afin que leurs aîles aient un mouvement plus fort et plus rapide. Aussi ces animaux, quoiqu'assés pesans, s'élèvent-ils sans peine jusques dans les nues, d'où ils s'élancent, comme la foudre, sur toute proie qui peut les nourrir. D'autres animaux ont des cornes. La plus grande force des uns est dans le cou : d'autres ne peuvent que ruer. Chaque espèce a ses armes offensives et défensives. Leurs chasses sont des espèces de guerre, qu'ils font les uns contre les autres, pour les besoins de la vie. Ils ont aussi leurs règles et leur police. L'un porte, comme la tortue, sa maison dans laquelle il est né : l'autre bâtit la sienne comme les oiseaux, sur les plus hautes branches

des arbres, pour préserver ses petits de l'insulte des animaux qui ne sont point ailés. Il pose même son nid dans les feuillages les plus épais, pour le cacher à ses ennemis. Un autre, comme le castor, va bâtir jusqu'au fond des eaux d'un étang, l'azile qu'il se prépare; et fait élever des digues pour le rendre inaccessible par l'inondation. Un autre, comme la taupe, naît avec un museau si pointu et si aigüisé, qu'il perce en un moment le terrain le plus dur, pour se faire une retraite souteraine. Le renard fait creuser un terrier avec deux issues, pour n'être point surpris, et pour éluder les piéges du chasseur. Les animaux reptiles sont d'une autre fabrique. Ils se plient et se replient, par les évolutions de leurs muscles; ils gravissent, ils embrassent, ils serrent, ils accrochent les corps qu'ils rencontrent; ils se glissent subtilement par tout. Les organes sont presque indépendans les uns des autres: aussi vivent-ils encore après qu'on les a coupés. Les oiseaux, dit *Ciceron*, qui ont les jambes longues, ont aussi le cou long à proportion, pour pouvoir abaisser leur bec jusqu'à terre, et y prendre leurs alimens. Le chameau est de même. L'éléphant, dont le cou serait trop pesant par sa grosseur, s'il était aussi long que celui du chameau, a été pourvu d'une trompe,

qui eſt un tiſſu de nerfs et de muſcles, qu'il allonge, qu'il retire, qu'il replie en tous ſens, pour ſaiſir les corps, pour les enlever et pour les repouſſer: auſſi les latins ont-ils apellé cette trompe une main.

Certains animaux paraiſſent faits pour l'homme. Le chien eſt né pour le careſſer; pour ſe dreſſer comme il lui plaît; pour lui donner une image agréable de ſociété, d'amitié, de fidélité et de tendreſſe; pour garder tout ce qu'on lui confie; pour prendre à la courſe beaucoup d'autres bêtes avec ardeur, et pour les laiſſer enſuite à l'homme, ſans en rien retenir. Le cheval et les autres animaux ſemblables ſe trouvent ſous la main de l'homme, pour le ſoulager dans ſon travail, et pour ſe charger de mille fardeaux. Ils ſont nés pour porter, pour marcher, pour ſoulager l'homme dans ſa faibleſſe, et pour obéïr à tous ſes mouvemens. Les bœufs ont la force et la patience en partage, pour traîner la charrue et pour labourer. Les vaches donnent des ruiſſeaux de lait. Les moutons ont dans leur toiſon un ſuperflu, qui n'eſt pas pour eux, et qui ſe renouvelle, pour inviter l'homme à les tondre toutes les années. Les chèvres même fourniſſent un crin long, qui leur eſt inutile, et dont l'homme fait des étoffes pour ſe couvrir. Les peaux des ani-

maux fourniffent à l'homme les plus belles fourrures, dans les païs les plus éloignés du foleil. Ainfi l'auteur de la nature a vêtu les bêtes felon leur befoin, et leurs dépouilles fervent encore enfuite d'habits aux hommes, pour les réchauffer dans ces climats glacés. Les animaux, qui n'ont prefque point de poil, ont une peau très-épaiffe et très-dure, comme des écailles; d'autres ont des écailles-mêmes, qui fe couvrent les unes les autres, comme les tuiles d'un toit; et qui s'entrouvrent ou fe refferrent, fuivant qu'il convient à l'animal de fe dilater, ou de fe refferrer. Ces peaux et ces écailles fervent aux befoins des hommes. Ainfi dans la nature, non feulement les plantes, mais encore les animaux, font faits pour notre ufage. Les bêtes farouches même s'apprivoifent, ou du moins craignent l'homme. Si tous les païs étaient peuplés et policés, comme ils devraient l'être, il n'y en aurait point où les bêtes attaquaffent les hommes. On ne trouverait plus d'animaux féroces, que dans les forêts reculées, et on les réferverait pour exercer la hardieffe, la force et l'adreffe du genre humain, par un jeu qui repréfenterait la guerre, fans qu'on eût jamais befoin de guerre véritable entre les nations. Mais obfervés que les animaux nuifibles à l'homme font les moins

féconds, et que les plus utiles sont ceux qui se multiplient davantage. On tue incomparablement plus de bœufs et de moutons, qu'on ne tue d'ours et de loups. Il y a néanmoins incomparablement moins d'ours et de loups, que de bœufs et de moutons sur la terre. Remarqués encore, avec *Ciceron*, que les femelles de chaque espèce ont des mammelles, dont le nombre est proportionné à celui des petits qu'elles portent ordinairement. Plus elles portent de petits: plus la nature leur a fourni de sources de lait pour les allaiter.

Pendant que les moutons font craître leur laine pour nous, les vers à soie nous filent à l'envi de riches étoffes, et se consument pour nous les donner. Ils se font de leur coque une espèce de tombeau, où ils se renferment dans leur propre ouvrage; et ils renaissent sous une figure étrangére, pour se perpétuer. D'un autre coté, les abeilles vont recueillir avec soin le suc des fleurs odoriférantes, pour en composer leur miel; et elles le rangent avec un ordre, qui nous peut servir de modèle. Beaucoup d'insectes se transforment tantôt en mouches et tantot en vers. Si on les trouve inutiles, on doit considérer que ce qui fait partie du grand spectacle de la nature, et qui contribue à sa varieté, n'est point sans usage pour

les hommes tranquilles et attentifs. Qu'y a-t-il de plus beau et de plus magnifique, que ce grand nombre de républiques d'animaux ſi bien policées, et dont chaque eſpèce eſt d'une conſtruction différente des autres? Tout montre combien la façon de l'ouvrier ſurpaſſe la vile matiére qu'il a miſe en œuvre. Tout m'étonne, juſqu'aux moindres moucherons. Si on les trouve incommodes, on doit remarquer que l'homme a beſoin de quelques peines mêlées avec ſes commodités. Il s'ammollirait, il s'oublîrait lui-même, s'il n'avait rien qui modérât ſes plaiſirs, et qui exerçât ſa patience.

XX.

Arrangement admirable de tous les corps qui compoſent l'univers.

Conſidérons maintenant les merveilles qui éclatent égalemeot dans les plus grands corps, et dans les plus petits. D'un côté je vois le ſoleil, tant de milliers de fois plus grand que la terre; je le vois qui circule dans des eſpaces, en comparaiſon desquels, il n'eſt lui-même qu'un atome brillant. Je vois d'autres aſtres, peut-être encore plus grands que lui, qui roulent dans d'autres eſpaces, encore plus

éloignés de nous. Au-delà de tous ces espaces qui échapent déja à toute mesure, j'apperçois éncore confusément d'autres astres, qu'on ne peut plus compter, ni distinguer. La terre où je suis, n'est qu'un point, à proportion de ce tout, oú l'on ne trouve jamais aucune borne. Ce tout est si bien arrangé, qu'on n'y pourrait déplacer un seul atome, sans déconcerter toute cette immense machine; et il se meut avec un si bel ordre, que ce mouvement même en perpétue la varieté et la perfection. Il faut qu'une main, à qui rien ne coûte, ne se lasse point de conduire cet ouvrage depuis tant de siècles, et que ses doigts *se jouent de l'univers*, pour parler comme l'écriture.

XXI.

Merveilles des infiniment petits.

D'un autre coté, l'ouvrage n'est pas moins admirable en petit, qu'en grand. Je ne trouve pas moins en petit une espèce d'infini, qui m'étonne et qui me surmonte. Trouver dans un ciron, comme dans un éléphant, ou dans une baleine, des membres parfaitement organisés; y trouver une tête, un corps, des jambes, des piés formés comme ceux des plus grands

animaux ! Il y a dans chaque partie de ces atomes vivans des muſcles, des nerfs, des veines, des artères, du ſang ; dans ce ſang des eſprits, des parties rameuſes et des humeurs ; dans ces humeurs des goutes compoſées elles-mêmes de diverſes parties, ſans qu'on puiſſe jamais s'arrêter dans cette compoſition infinie d'un tout ſi infini.

Le microſcope nous découvre dans chaque objet, comme mille objets, qui ont échapé à notre connaiſſance. Combien y a-t-il dans chaque objet, découvert par le micrſcope, d'autres objets que le microſcope lui-même ne peut découvrir ? Que ne verrions-nous pas, ſi nous pouvions ſubtiliſer toûjours de plus en plus les inſtrumens qui viennent au ſecours de notre vue trop faible et trop groſſiere ? Mais ſuppléons par l'imagination à ce qui nous manque du côté des yeux ; et que notre imagination elle-même ſoit une eſpèce de microſcope, qui nous repréſente en chaque atome mille mondes nouveaux et inviſibles : elle ne pourra pas nous figurer ſans ceſſe de nouvelles découvertes dans les petits corps ; elle ſe laſſera ; il faudra qu'elle s'arrête, qu'elle ſuccombe et qu'elle laiſſe enfin dans le plus petit organe d'un corps, mille merveilles inconnues.

XXII.

De la ſtructure de l'animal.

Renfermons-nous dans la machine de l'animal; elle a trois choſes qui ne peuvent être trop admirées. 1. Elle a en elle-même dequoi ſe défendre contre ceux qui l'attaquent pour la détruire, 2. Elle a dequoi ſe renouveller par la nourriture. 3. Elle a dequoi perpétuer ſon eſpèce par la génération. Examinons un peu ces trois choſes.

XXIII.

De l'inſtinct de l'animal.

Les animaux ont ce qu'on nomme un inſtinct, et pour s'approcher des objets utiles, et pour fuir ceux qui peuvent leur nuire. Ne cherchons point en quoi conſiſte cet inſtinct; contentons-nous du ſimple fait, ſans raiſonner.

Le petit agneau ſent de loin ſa mére, et court au devant d'elle. Le mouton eſt ſaiſi d'horreur aux approches du loup, et s'enfuit avant que de l'avoir pu diſcerner. Le chien de chaſſe eſt preſque infaillible pour découvrir, par la ſeule odeur, le chemin du cerf. Il y

a dans chaque animal un reſſort impetueux, qui raſſemble tout à coup les eſprits, qui tend tous les nerfs, qui rend toutes les jointures plus ſouples, qui augmente d'une maniére incroyable dans les périls ſoudains, la force, l'agilité, la viteſſe et les ruſes, pour fuir l'objet qui le menace de ſa perte. Il n'eſt pas queſtion ici de ſavoir ſi les bêtes ont de la connaiſſance. Je ne prétends entrer en aucune queſtion de philoſophie. Les mouvemens dont je parle ſont entierement indélibérés, même dans la machine de l'homme. Si un homme, qui danſe ſur la corde, raiſonnait ſur les règles de l'équilibre, ſon raiſonnement lui ferait perdre l'équilibre, qu'il garde merveilleuſement ſans raiſonner, et la raiſon ne lui ſervirait qu'à tomber par terre. Il en eſt de même des bêtes. Dites, ſi vous le voulés, qu'elles raiſonnent comme les hommes : en le diſant vous n'affaibliſſés en rien ma preuve. Leur raiſonnement ne peut jamais ſervir à expliquer les mouvemens, que nous admirons le plus en elles. Dira-t-on qu'elles ſavent les plus fines règles de la méchanique, qu'elles obſervent avec une juſteſſe ſi parfaite, quand il eſt queſtion de courir, de ſauter, de nager, de ſe cacher, de ſe replier, de dérober leur piſte aux chiens, ou de ſe ſervir de la partie de

leur corps la plus forte, pour ſe défendre? Dira-t-on qu'elles ſavent naturellement les mathématiques, que les hommes ignorent? Oſera-t-on dire qu'elles font avec déliberation et avec ſcience, tous les mouvemens ſi impétueux et ſi juſtes, que les hommes même font ſans étude et ſans y penſer? Leur donnera-t-on de la raiſon dans les mouvemens mêmes où il eſt certain que l'homme n'en a pas? C'eſt l'inſtinct, dira-t-on, qui conduit les bêtes. Je le veux: c'eſt en effet un inſtinct. Mais cet inſtinct eſt une ſagacité et une dextérité admirable, non dans les bêtes, qui ne raiſonnent, ni ne peuvent avoir alors le loiſir de raiſonner: mais dans la ſageſſe ſupérieure qui les conduit. Cet inſtinct, ou cette ſageſſe qui penſe, et qui veille pour la bête, dans les choſes indéliberées, où elle ne pourrait ni veiller, ni penſer, quand même elle ſerait auſſi raiſonnable que nous, ne peut être que la ſageſſe de l'ouvrier, qui a fait cette machine. Qu'on ne parle donc plus d'inſtinct, ni de nature. Ces noms ne ſont que de beaux noms dans la bouche de ceux qui les prononcent. Il y a dans ce qu'ils appellent nature et inſtinct, un art et une induſtrie ſupérieure, dont l'invention humaine n'eſt que l'ombre. Ce qui eſt in-

dubitable, c'eſt qu'il y a dans les bêtes un nombre prodigieux de mouvemens entierement indélibérés, qui ſon exécutés ſelon les plus fines règles de la méchanique. C'eſt la machine ſeule qui ſuit ces règles. Voilà le fait indépendant de toute philoſophie: et le fait ſeul décide. Que penſerait-on d'une montre qui fuirait à propos, qui ſe replierait, ſe défendrait et échapperait, pour ſe conſerver, quand on voudrait la rompre? N'admirerait-on pas l'art de l'ouvrier? Croirait-on que les reſſorts de cette montre ſe feraient formés, proportionnés, arrangés et unis par un pur hazard? Croirait-on avoir expliqué nettement ces opérations ſi induſtrieuſes, en parlant de l'inſtinct et de la nature de cette montre, qui marquerait préciſément les heures à ſon maître, et qui échapperait à ceux qui voudraient briſer ſes reſſorts.

XXIV.

De la nourriture.

Qu'y a-t-il de plus beau qu'une machine, qui ſe répare et ſe renouvelle ſans ceſſe d'elle-même? L'animal, borné dans ſes forces, s'épuiſe bien-tôt par le travail: mais plus il

travaille, plus il se sent pressé de se dédommager de son travail, par une abondante nourriture. Les alimens lui rendent chaque jour la force qu'il a perdue. Il met au dedans de son corps une substance étrangère, qui devient la sienne, par une espèce de métamorphose. D'abord elle est broyée, et se change en une liqueur; puis elle se purifie, comme si on la passait par un tamis, pour en séparer tout ce qui est trop grossier; ensuite elle parvient au centre, ou foyer des esprits, où elle se subtilise, et devient du sang. Enfin elle coule et s'insinue par des rameaux innombrables, pour arroser tous les membres; elle se filtre dans les chairs; elle devient chair elle-même. Tant d'alimens, et de liqueurs de couleurs si différentes ne sont plus qu'une même chair. L'aliment, qui était un corps inanimé, entretient la vie de l'animal et devient l'animal même. Les parties qui le composaient se sont exhalées par une insensible et continuelle transpiration. Ce qui était il y a quatre ans un tel cheval, n'est plus que de l'air ou du fumier. Ce qui était alors du foin, ou de l'avoine, est devenu ce même cheval, si fier et si vigoureux: du moins il passe pour le même cheval, malgrè ce changement insensible de sa substance.

XXV.

Du ſommeil.

A la nourriture ſe joint le ſommeil. L'animal interrompt non ſeulement tous les mouvemens extérieurs, mais encore toutes les principales opérations du dedans, qui pourraient agiter et diſſiper trop les eſprits. Il ne lui reſte que la reſpiration et la digeſtion; c'eſt-à-dire que tout mouvement, qui uſerait ſes forces, eſt ſuſpendu; et que tout mouvement propre à les renouveller, s'exerce ſeul et librement. Ce repos, qui eſt une eſpèce d'enchantement, revient toutes les nuits, pendant que les ténèbres empêchent le travail. Qui eſt-ce qui a inventé cette ſuſpenſion? Qui eſt-ce qui a ſi bien choiſi les opérations qui doivent continuer? Et qui eſt-ce qui a exclu, avec un ſi juſte diſcernement, toutes celles qui ont beſoin d'être interompues? Le lendemain toutes les fatigues paſſées ſont anéanties. L'animal travaille comme s'il n'avait jamais travaillé; et il a une vivacité, qui l'invite à un travail nouveau, par ce renouvellement. Les nerfs ſont toûjours pleins d'eſprits, les chairs ſont ſouples, la peau demeure entière, quoiqu'elle dût, ce ſemble,

s'ufer. Le corps vivant de l'animal ufe bientôt les corps inanimés, même les plus folides qui font autour de lui: et il ne s'ufe point. La peau d'un cheval ufe plufieurs felles. La chair d'un enfant, quoique fi tendre et fi délicate, ufe beaucoup d'habits, pendant qu'elle fe fortifie tous les jours. Si ce renouvellement était parfait, ce ferait l'immortalité, et le don d'une jeuneffe éternelle. Mais comme ce renouvellement n'eft qu'imparfait, l'animal perd infenfiblement fes forces, et vieillit, parceque tout ce qui eft créé doit porter la marque du néant d'où il eft forti, et avoir une fin.

XXVI.

De la génération.

Qu'y a-t-il de plus admirable, que la multiplication des animaux? Regardez les individus: nul animal n'eft immortel. Tout vieillit, tout paffe, tout difparaît, tout eft anéanti. Regardez les efpèces: tout fubfifte, tout eft permanent et immuable, dans une viciffitude continuelle. Depuis quil y a fur la terre des hommes foigneux de conferver la mémoire des faits, on n'a vu ni lions, ni tigres, ni fangliers, ni ours fe former par

hazard dans les antres, ou dans les forêts. On ne voit point auſſi de productions fortuites de chiens, ou de chats. Les bœufs et les moutons ne naiſſent jamais d'eux-mêmes, dans les étables, et dans les pâturages. Chacun de ces animaux doit ſa naiſſance à un certain mâle et à une certaine femelle de ſon eſpèce.

Toutes ces différentes eſpèces ſe conſervent à peu près de même, dans tous les ſiècles. On ne voit point que depuis trois mille ans aucune ſoit périe. On ne voit point auſſi qu'aucune ſe multiplie avec un excès incommode pour les autres. Si les eſpèces des lions, des ours et des tigres ſe multipliaient à un certain point, ils détruiraient les eſpèces des cerfs, des daims, des moutons, des chèvres et des bœufs. Ils prevaudraient même ſur le genre humain, et depeupleraient la terre. Qui eſt-ce qui tient la meſure ſi juſte, pour n'éteindre jamais ces eſpèces, et pour ne les laiſſer jamais trop multiplier?

Mais enfin, cette propagation continuelle de chaque eſpèce, eſt une merveille à laquelle nous ſommes trop accoutumés. Que penſerait-on d'un horloger, s'il ſavait faire des montres, qui d'elles-mêmes en produiſiſſent d'autres à l'infini, en ſorte que deux premié-

res montres fuſſent ſuffiſantes, pour multiplier et perpétuer l'eſpèce ſur toute la terre? Que dirait-on d'un architecte, s'il avait l'art de faire des maiſons qui en fiſſent d'autres, pour renouveller l'habitation des hommes, avant qu'elles fuſſent prêtes à tomber en ruine? Voilà ce qu'on voit parmi les animaux. Ils ne ſont, ſi vous les voulez, que de pures machines, comme les montres: mais enfin l'auteur de ces machines a mis en elles de quoi ſe reproduire à l'infini, par l'aſſemblage des deux ſexes. Dites tant qu'il vous plaira, que cette génération d'animaux ſe fait par des moules, ou par une configuration expreſſe de chaque individu. Lequel des deux qu'il vous plaiſe de dire, vous n'épargnés rien, et l'art de l'ouvrier n'en éclate pas moins. Si vous ſuppoſez qu'à chaque génération, l'individu reçoit, dans aucun moule, une configuration faite exprès: je demande qui c'eſt qui conduit la configuration d'une machine ſi compoſée, et où éclate une ſi grande induſtrie. Si au contraire, pour n'y reconnaître aucun art, vous ſuppoſés que les moules déterminent tout: je remonte à ces moules mêmes. Qui eſt-ce qui les a préparés? Ils ſont encore bien plus étonnans, que les machines qu'on en veut faire éclore.

Qu'on imagine donc des moules dans les animaux qui vivaient il y a quatre mille ans, et qu'on assûre, si on le veut, qu'ils étaient tellement renfermés les uns dans les autres à l'infini, qu'il y en a eu pour toutes les générations de ces quatre mille années, et qu'il y en a encore de préparés pour la formation de tous les animaux, qui conserveront l'espèce dans la suite de tous les siécles : ces moules, qui ont toute la forme de l'animal, par leur configuration, comme je viens de le remarquer, ont déja autant de difficulté à être expliqués, que les animaux mêmes. Mais ils ont d'ailleurs des merveilles bien plus inexplicables. Au moins la configuration de chaque animal en particulier, ne demande-t-elle qu'autant d'art et de puissance qu'il en faut, pour exécuter tous les ressorts qui composent cette machine. Mais quand on suppose les moules : 1. Il faut dire que chaque moule contient en petit, avec une délicatesse inconcevable, tous les ressorts de la machine même. Or il y a plus d'industrie, à faire un ouvrage si composé, en si petit volume, qu'à le faire plus grand. 2. Il faut dire que chaque moule, qui est un individu préparé, pour une premiére génération, renferme distinctement au dedans de soi, d'autres moules con-

tenus les uns dans les autres à l'infini, pour toutes les générations possibles, dans la suite de tous les siécles. Qu'y a-t-il de plus industrieux et de plus étonnant en matière d'art, que cette préparation d'un nombre infini d'individus, tous formés par avance dans un seul, dont ils doivent éclore? Les moules ne servent donc de rien, pour expliquer les générations des animaux, sans avoir besoin d'y reconnaître aucun art. Au contraire, les moules montreraient un plus grand artifice et une plus étonnante composition.

Ce qu'il y a de manifeste et d'incontestable, indépendamment de tous les systèmes des philosophes, c'est que le concours fortuit des atomes ne produit jamais, sans génération, en aucun endroit de la terre, ni lions, ni tigres, ni ours, ni éléphans, ni cerfs, ni bœufs, ni moutons, ni chats, ni chiens, ni chevaux. Ils ne sont jamais produits que par l'accouplement de leurs semblables. Les deux animaux, qui en produisent un troisième, ne sont point les véritables auteurs de l'art, qui éclate dans la composition de l'animal engendré par eux. Loin d'avoir l'industrie de l'exécuter, ils ne savent pas même comment est composé l'ouvrage qui résulte de leur génération. Ils n'en connaissent aucun ressort particulier. Ils n'ont été que

des inſtrumens aveugles et involontaires, appliqués à l'exécution d'un art merveilleux, qui leur eſt abſolument étranger et inconnu. D'où vient-il, cet art ſi merveilleux, qui n'eſt point le leur? Quelle puiſſance et quelle induſtrie ſait employer, pour des ouvrages d'un deſſein ſi ingénieux, des inſtrumens ſi incapables de ſavoir ce qu'ils ſont, ni d'en avoir aucune vue? Il eſt inutile de ſuppoſer que les bêtes ont de la connaiſſance. Donnés-leur en tant qu'il vous plaira dans les autres choſes: du moins faut-il avouer qu'elles n'ont dans la génération aucune part à l'induſtrie qui éclate dans la compoſition des animaux qu'ils produiſent.

Allons même plus loin, ſuppoſons tout ce qu'on raconte de plus étonnant de l'induſtrie des animaux. Admirons, tant qu'on le voudra, la certitude avec laquelle un chien s'élance dans le troiſième chemin, dès qu'il a ſenti que la bête qu'il pourſuit, n'a laiſſé aucune odeur dans les deux premiers. Admirons la biche, qui jette, dit-on, loin d'elle ſon petit faon, dans quelque lieu caché, afin que les chiens ne puiſſent le découvrir, par la ſenteur de ſa piſte. Admirons juſqu'à l'araignée, qui tend par ſes filets des pièges ſubtils aux moucherons, pour les enlacer, et pour les ſurprendre avant qu'ils

puiſſent ſe débarraſſer. Admirons encore, s'il le faut, le héron, qui met, dit-on, ſa tête ſous ſon aile, pour cacher dans ſes plumes ſon bec, dont il veut percer l'eſtomac de l'oiſeau de proie qui fond ſur lui. Suppoſons tous ces faits merveilleux. La nature entière eſt pleine de ces prodiges. Mais qu'en faut-il conclure? Sérieuſement, ſi on y prend bien garde, ils prouveront trop. Dirons-nous que les bêtes ont plus de raiſon que nous? Leur inſtinct a ſans doute plus de certitude que nos conjectures. Elles n'ont étudié ni dialectique, ni géometrie. Elles n'ont aucune methode, aucune ſcience, aucune culture. Ce qu'elles font, elles le font ſans l'avoir étudié, ni préparé; elles le font tout d'un coup, et ſans tenir conſeil. Nous nous trompons à toute heure, après avoir bien raiſonné enſemble: pour elles, ſans raiſonner, elles exécutent à toute heure, ce qui pourrait demander le plus de choix et de juſteſſe. Leur inſtinct eſt infaillible en beaucoup de choſes. Mais ce nom d'inſtinct n'eſt qu'un beau nom, vuide de ſens. Car que peut-on entendre par un inſtinct plus juſte, plus précis et plus ſûr que la raiſon même, ſinon une raiſon plus parfaite? Il faut donc trouver une merveilleuſe raiſon, ou dans l'ou-

vrage, ou dans l'ouvrier ; ou dans la machine, ou dans celui qui l'a compoſée. Par exemple quand je vois dans une montre une juſteſſe ſur les heures, qui ſurpaſſe toutes mes connaiſſances : je conclus que ſi la montre ne raiſonne pas, il faut qu'elle ait été formée par un ouvrier, qui raiſonnait en ce genre plus juſte que moi. Tout de même, quand je vois des bêtes, qui font à toute heure des choſes, où il paraît une induſtrie plus ſûre que la mienne : j'en conclus auſſi-tôt que cette induſtrie ſi merveilleuſe doit être néceſſairement ou dans la machine, ou dans l'inventeur qui l'a fabriquée. Eſt-elle dans l'animal même ? Quelle apparence y a-t-il, qu'il ſoit ſi ſavant et ſi infaillible en certaines choſes ? Si cette induſtrie n'eſt pas en lui, il faut qu'elle ſoit dans l'ouvrier qui a fait cet ouvrage, comme tout l'art de la montre eſt dans la tête de l'horloger.

XXVII.

Quelques fautes que font les bêtes, n'empêchent pas que leur inſtinct ne ſoit infaillible en bien des choſes.

Ne me répondés point que l'inſtinct des bêtes eſt fautif en certaines choſes. Il n'eſt pas

étonnant que les bêtes ne ſoient pas infaillibles en tout: mais il eſt étonnant qu'elles le ſoient en pluſieurs cas. Si elles l'étaient en tout, elles auraient une raiſon infiniment parfaite; elles ſeraient des divinités. Il ne peut y avoir dans les ouvrages d'une puiſſance infinie, qu'une perfection finie: autrement Dieu ferait des créatures ſemblables à lui; ce qui eſt impoſſible. Il ne peut donc mettre de la perfection, ni par conſéquent de la raiſon dans ſes ouvrages, qu'avec quelques bornes. La borne n'eſt donc pas une preuve, que l'ouvrage ſoit ſans ordre et ſans raiſon. De ce que je me trompe quelquefois, il ne s'enſuit pas que je ne ſois point raiſonnable, et que tout ſe faſſe en moi par un pur hazard. Il s'enſuit ſeulement que ma raiſon eſt bornée et imparfaite. Tout de même, de ce qu'une bête n'eſt pas infaillible en tout par ſon inſtinct, quoiqu'elle le ſoit en beaucoup de choſes, il ne s'enſuit pas qu'il n'y ait aucune raiſon en cette machine. Il s'enſuit ſeulement que cette machine n'a point une raiſon ſons bornes. Mais enfin le fait eſt conſtant, ſavoir qu'il y a dans les opérations de cette machine, une conduite réglée, un art merveilleux, une induſtrie qui va juſqu'à l'infaillibilité dans certaines bornes. A qui la don-

nerons-nous cette induſtrie infaillible ? A l'ouvrage, ou à ſon ouvrier ?

XXVIII.

Impoſſibilité de l'ame des bêtes.

Si vous dites que les bêtes ont des ames différentes de leurs machines, je vous demanderai auſſi-tôt de quelle nature ſont ces ames, entièrement différentes des corps et attachées à eux. Qui eſt-ce qui a ſu les attacher à des natures ſi différentes ? Qui eſt-ce qui a eu un empire ſi abſolu ſur des natures ſi diverſes, pour les mettre dans une ſocieté ſi régulière, ſi conſtante, et où la correſpondance eſt ſi promte ?

Si au contraire vous voulés que la même matière puiſſe tantôt penſer, et tantôt ne penſer pas, ſuivant les divers arrangemens et configurations des parties qu'on peut lui donner : je ne vous dirai point ici que la matière ne peut penſer, et qu'on ne ſaurait concevoir que les parties d'une pierre puiſſent jamais, ſans y rien ajouter, ſe connaitre elles-mêmes, quelque degré de mouvement, et quelque figure que vous leur donniés. Maintenant je me borne à vous demander en quoi conſiſte

cet arrangement, et cette configuration précife des parties que vous allegués. Il faut, felon vous, qu'il y ait un degré de mouvement, où la matière ne raifonne pas encore, et puis un autre à peu près femblable, où elle commence tout à coup à raifonner et à fe connaître. Qui eft-ce qui a fu choifir ce degré précis de mouvement? Qui eft-ce qui a découvert la ligne felon laquelle les parties doivent fe mouvoir? Qui eft-ce qui a pris les mefures pour trouver au jufte la grandeur, et la figure que chaque partie a befoin d'avoir, pour garder toutes les proportions entre elles dans ce tout? Qui eft-ce qui a réglé la figure extérieure, par laquelle tous ces corps doivent être bornés? En un mot, qui eft-ce qui a trouvé toutes les combinaifons, dans lesquelles la matière penfe, et dont la moindre ne pourrait être retetranchée, fans que la matiére ceffât auffi-tôt de penfer? Si vous dites que c'eft le hazard: je réponds que vous faites ce hazard raifonnable, jufqu'au point d'être la fource de la raifon même. Etrange prévention de ne pas vouloir reconnaître une caufe très-intelligente, d'où nous vienne toute intelligence; et d'aimer mieux dire que la plus pure raifon n'éft qu'un effet de la plus aveugle de toutes les caufes, dans un fujet tel

que la matière, qui par lui-même eſt incapable de connaiſſance! En vérité, il n'y a rien qu'il ne vaille mieux admettre, que de dire des choſes ſi inſoutenables.

XXIX.

Sentimens de quelques anciens ſur l'ame et la connaiſſance des bêtes.

La philoſophie des anciens, quoique très imparfaite, avoit néanmoins entrevu cet inconvenient: auſſi voulait-elle que l'eſprit divin, répandu dans tout l'univers, fût une ſageſſe ſupérieure, qui agît ſans ceſſe dans toute la nature, et ſur tout dans les animaux, comme les ames agiſſent dans les corps; et que cette impreſſion continuelle de l'eſprit divin, que le vulgaire nommait inſtinct, ſans entendre le vrai ſens de ce terme, fût la vie de tout ce qui vit. Ils ajoûtaient que ces étincelles de l'eſprit divin étaient le principe de toutes les générations; que les animaux les recevaient dans leur conception, et à leur naiſſance; et qu'au moment de leur mort, ces particules divines ſe détachaient de toute la matière terreſtre, pour s'envoler au ciel, où elles roulaient au nombre des aſtres. C'eſt cette philoſophie,

toute ensemble si magnifique, et si fabuleuse, que *Virgile* exprime avec tant de grace par ces vers sur les abeilles, où il dit que toutes les merveilles qu'on y admire, ont fait dire à plusieurs qu'elles étaient animées par un soufle divin, et par une portion de la Divinité: dans la persuasion où ils etaient que Dieu remplit la terre, la mer et le ciel; que c'est de là que les bêtes, les troupeaux et les hommes reçoivent la vie en naissant; et que c'est là que toutes choses rentrent et retournent, lorsqu'elles viennent à se détruire: parce que les ames, qui sont le principe de la vie, loin d'être anéanties par la mort, s'envolent au nombre des astres, et vont établir leur demeure dans le ciel:

Esse apibus partem divinæ mentis, et haustus
Ætherios dixêre; Deum namque ire per omnes
Terrasque, tractusque maris cœlumque profundum.
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum,
Quemque sibi tenues nascentem arcessere vitas.
Scilicet huc reddi deinde, ac resoluta referri
Omnia, nec morti esse locum, sed viva volare
Sideris in numerum, atque alto succedere cœlo. *)

*) *Virg. Georg. l.* 4. *v.* 220, *et sqq.*

Cette ſageſſe divine, qui meut toutes les parties connues du monde, avait tellement frapé les Stoïciens, et avant eux *Platon*, qu'ils croyaient que le monde entier était un animal: mais un animal raiſonnable, philoſophe, ſage, enfin le Dieu ſuprème. Cette philoſophie réduiſait la multitude des Dieux à un ſeul, et ce ſeul Dieu, à la nature, qui était éternelle, infaillible, intelligente, toute-puiſſante et divine. Ainſi les philoſophes, à force de s'éloigner des poëtes, retombaient dans toutes les imaginations poëtiques. Ils donnaient, comme les auteurs des fables, une vie, une intelligence, un art, un deſſein à toutes les parties de l'univers, qui paraiſſent les plus inanimées. Sans doute, ils avaient bien ſenti l'art qui eſt dans la nature; et ils ne ſe trompaient qu'en attribuant à l'ouvrage, l'induſtrie de l'ouvrier.

XXX.

De l'homme.

Ne nous arrêtons pas davantage aux animaux inférieurs à l'homme. Il eſt tems d'étudier le fond de l'homme même, pour découvrir en lui celui dont on dit qu'il eſt l'image.

je ne connais dans toute la nature que deux ſortes d'êtres : ceux qui ont de la connaiſſance, et ceux qui n'en ont pas. L'homme raſſemble en luí deux manières d'êtres. Il a un corps comme les êtres corporels les plus inanimés. Il a un eſprit, c'eſt-à dire une penſée, par laquelle il ſe connaît, et apperçoit ce qui eſt autour de lui. S'il eſt vrai qu'il y ait un premier être, qui ait tiré tous les autres du néant, l'homme eſt véritablement ſon image : car il raſſemble comme lui dans ſa nature, tout ce qu'il y a de perfection réelle dans ces deux diverſes manières d'être. Mais l'image n'eſt qu'une image; elle ne peut être qu'une ombre du véritable étre parfait.

Commençons l'étude de l'homme par la conſidération de ſon corps. Je ne ſai, diſait une mére à ſes enfans, dans l'écriture ſainte, comment vous vous êtes formés dans mon ſein. En effet ce n'eſt point la ſageſſe des parens qui forme un ouvrage ſi compoſé et ſi régulier. Ils n'ont aucune part à cette induſtrie. Laiſſons-les donc, et remontons plus haut.

XXXI.

De la ſtructure du corps de l'homme.

Le corps eſt paitri de boue: mais admirons la main qui l'a façonné. Le ſceau de l'ouvrier eſt empreint ſur ſon ouvrage. Il ſemble avoir pris plaiſir à faire un chef-d'œuvre avec une matière ſi vile. Jettons les yeux ſur ce corps, où les os ſoutiennent les chairs qui les enveloppent. Les nerfs qui y ſont tendus, en font toute la force; et les muſcles où les nerfs s'entrelacent, en s'enflant, ou en s'al longeant, font les mouvemens les plus juſtes et les plus réguliers. Les os ſont briſés de diſtance en diſtance; ils ont des jointures, où ils s'emboitent les uns dans les autres; et ils ſont liés par des nerfs et par des tendons. *Ciceron* admire avec raiſon le bel artifice, qui lie ces os. Qu'y a-t-il de plus ſouple pour tous les divers mouvemens? Mais qu'y a-t-il de plus ferme et de plus durable? Après même qu'un corps eſt mort, et que ſes parties ſont ſéparées par la corruption, on voit encore ces jointures et ces liaiſons, qui ne peuvent qu'à peine ſe détruire. Ainſi cette machine eſt droite ou repliée, roide ou ſou-

ple, comme l'on veut. Du cerveau, qui eſt la ſource de tous les nerfs, partent les eſprits. Ils ſont ſi ſubtils qu'on ne peut les voir: et neanmoins ſi réels, et d'une action ſi forte, qu'ils ſont tous les mouvemens de la machine, et toute ſa force. Ces eſprits ſont en un inſtant convoyés juſqu'aux extrémités des membres. Tantôt ils coulent doucement et avec une uniformité; tantôt ils ont, ſelon les beſoins, une impétuoſité irrégulière; et ils varient à l'infini les poſtures, les geſtes et les autres actions du corps.

XXXII.

De la peau.

Regardons cette chair. Elle eſt couverte en certains endroits d'une peau tendre et délicate, pour l'ornement du corps. Si cette peau, qui rend l'objet ſi agréable, et d'un ſi doux coloris, était enlevée, le même objet ſerait hideux, et ſerait horreur. En d'autres endroits cette même peau eſt plus dure et plus epaiſſe, pour réſiſter aux fatigues de ces parties. Par exemple, combien la peau de la plante des pieds eſt-elle plus groſſière que celle du viſage? Combien celle du derrière de la tête l'eſt-elle plus que celle du devant?

Cette peau eſt percée par tout comme un crible: mais ces trous, qu'on nomme pores, ſont inſenſibles. Quoique la ſueur et la tranſpiration s'exhalent par ces pores: le ſang ne s'échappe jamais par là. Cette peau a toute la délicateſſe qu'il faut pour être tranſparente, et pour donner au viſage un coloris vif, doux et gracieux. Si la peau était moins ſerrée, et moins unie, le viſage paraîtrait ſanglant, et comme écorché. Qui eſt-ce qui a ſu tempérer, et mélanger ces couleurs, pour faire une ſi belle carnation, que les peintres admirent, et n'imitent jamais qu'imparfaitement ?

XXXIII.

Des veines et des artères.

On trouve dans le corps humain des rameaux innombrables. Les uns portant le ſang du centre aux extrémités, et ſe nomment artères: les autres le raportent des extrémités au centre, et ſe nomment veines. Par ces divers rameaux coule le ſang, liqueur douce, onctueuſe, et propre par cette onction à retenir les eſprits les plus déliés, comme on conſerve dans des corps gommeux les eſſences les plus ſubtiles, et les plus ſpiritueuſes. Ce

ſang arroſe la chair, comme les fontaines et les rivières arroſent la terre. Après s'être filtré dans les chairs, il revient à ſa ſource plus lent, et moins plein d'eſprits : mais il ſe renouvelle, et ſe ſubtiliſe encore de nouveau dans cette ſource, pour circuler ſans fin.

XXXIV.

Des os, et de leur aſſemblage.

Voyes-vous cet arrangement et cette proportion des membres? Les jambes et les cuiſſes ſont de grands os emboités les uns ſur les autres, et liés par des nerfs. Ce ſont deux eſpèces de colonnes, égales et régulières, qui s'élèvent pour ſoutenir tout l'édifice. Mais ces colonnes ſe plient; et la rotule du genou eſt un os d'une figure à peu près ronde, qui eſt mis tout exprès dans la jointure pour la remplir, et pour la défendre, quand les os ſe replient, pour le fléchiſſement du genou. Chaque colonne a ſon piedeſtal, qui eſt compoſé de pièces raportées, et ſi bien jointes enſemble, qu'elles peuvent ſe plier, ou ſe tenir roides ſelon le beſoin. Le piedeſtal tourne quand on le veut ſous la colonne. Dans ce pié on ne voit que nerfs, que tendons, que petits os

étraitement liés, afin que cette partie ſoit tout enſemble plus ſouple, et plus ferme, ſelon les divers beſoins. Les doigts même des piés avec leurs articles et leurs ongles, ſervent à tâter le terrain ſur lequel on marche, à s'appuyer avec plus d'adreſſe et d'agilité, à garder mieux l'équilibre du corps, à ſe hauſſer, ou à ſe pancher. Les deux piés s'étendent en avant, pour empêcher que le corps ne tombe de ce côté-là quand il ſe panche, ou qu'il ſe plie. Les deux colonnes ſe réuniſſent par le haut, pour porter le reſte du corps; et elles ſont encore briſées dans cette extrémité, afin que cette jointure donne à l'homme la commodité de ſe repoſer, en s'aſſeyant ſur les peux plus gros muſcles de tout le corps.

Le corps de l'édifice eſt proportionné à la hauteur des colonnes. Il contient toutes les parties qui ſont néceſſaires à la vie, et qui par conſéquent doivent être placées au centre, et renfermées dans le lieu le plus ſûr. C'eſt pourquoi deux rangs de côtes aſſez ſerrées, qui ſortent de l'épine du dos, comme les branches d'un arbre naiſſent du tronc, forment une eſpèce de cercle, pour cacher, et tenir à l'abri ces parties ſi nobles et ſi délicates. Mais comme les côtes pourraient fermer entièrement ce centre du corps humain, ſans

empêcher la dilation de l'eftomac et des entrailles, elles n'achevent de former le cercle que jufqu'à un certain endroit, au deffous duquel elles laiffent un vuide, afin que le dedans puiffe s'élargir avec facilité pour la refpiration, et pour la nourriture.

Pour l'épine du dos, on ne voit rien dans tous les ouvrages des hommes qui foit travaillé avec un tel art. Elle ferait trop roide et trop fragile, fi elle n'était faite que d'un feul os. En ce cas les hommes ne pourraient jamais fe plier. L'auteur de cette machine a remédié à cet inconvénient, en formant des vertèbres qui s'emboitant les unes dans les autres, font un tout de piéces raportées, qui a plus de force qu'un tout d'une feule piéce. Ce compofé eft tantôt fouple, et tantôt roide. Il fe redreffe et fe replie en un moment, comme on le veut. Toutes ces vertèbres ont dans le milieu une ouverture, qui fert pour faire paffer un allongement de la fubftance du cerveau jufqu'aux extrémités du corps, et pour y envoyer promtement des efprits par ce canal.

Mais qui n'admirera la nature des os? Ils fons très-durs; et on voit que la corruption même de tout le refte du corps ne les altère en rien. Cependant ils font pleins de trous innombrables qui les rendent plus légers; et

ils ſont même dans le milieu pleins de la moelle qui doit les nourrir. Ils ſont percés préciſément dans les endroits où doivent paſſer les ligamens qui les attachent les uns aux autres. De plus leurs extrémités ſont plus groſſes que le milieu, et ſont comme deux têtes à demi rondes, pour faire tourner plus facilement un os avec un autre, afin que le tout puiſſe ſe replier ſans peine.

XXXV.

Des organes.

Dans l'enceinte des côtes ſont placés avec ordre tous les grands organes, tels que ceux qui ſervent à faire reſpirer l'homme, ceux qui digérent les alimens, et ceux qui font un ſang nouveau. La reſpiration eſt néceſſaire pour tempérer la chaleur interne, cauſée par le bouillonnement du ſang, et par le cours impétueux des eſprits. L'air eſt comme un aliment d'ont l'animal ſe nourrit, et par le moyen duquel il ſe renouvelle dans tous les momens de ſa vie. La digeſtion n'eſt pas moins néceſſaire pour préparer les alimens ſenſibles à être changés en ſang. Le ſang eſt une liqueur propre à s'inſinuer par tout, et à s'é-

paiſſir en chair dans les extrémités, pour réparer dans tous les membres ce qu'ils perdent ſans ceſſe par la tranſpiration, et par la diſſipation des eſprits. Les poûmons ſont comme de grandes enveloppes, qui étant ſpongieuſes, ſe dilatent et comprimeur facilement; et comme ils prennent et rendent ſans ceſſe beaucoup d'air, ils forment une eſpèce de ſoufflet en mouvement continuel. L'eſtomac a un diſſolvant qui cauſe la faim, et qui avertit l'homme du beſoin de manger. Ce diſſolvant qui piquote l'eſtomac, lui prépare par ce méſaiſe un plaiſir très vif, lors qu'il eſt apaiſé par les alimens. Alors l'homme ſe remplit délicieuſement d'une matiére étrangére, qui lui ferait horreur, s'il la pouvait voir dès qu'elle eſt introduite dans ſon eſtomac, et qui lui déplait même quand il la voit étant déja raſſaſié. L'eſtomac eſt fait comme une poche. Là les alimens, changés par une promte coction, ſe confondent tous en une liqueur douce, qui devient enſuite une eſpèce de lait, nommé chile; et qui parvenant enfin au cœur, y reçoit par l'abondance des eſprits la forme, la vivacité et la couleur de ſang. Mais pendant que le ſuc le plus pur des alimens paſſe de l'eſtomac dans les canaux deſtinés à faire le chile et le ſang, les parties groſſières de

ces mêmes alimens ſont ſéparées, comme le ſon l'eſt de la fleur de farine par un tamis, et elles ſont rejettées en bas, pour en délivrer le corps, par les iſſues les plus cachées, et les plus reculées des organes des ſens, de peur qu'ils n'en ſoient incommodés. Ainſi les merveilles de cette machine ſont ſi grandes, qu'on en trouve d'inépuiſables, même dans les fonctions les plus humiliantes, que l'on n'oſerait expliquer en détail.

XXXVI.

Des parties intérieures.

Il eſt vraî que les parties internes de l'homme ne ſont pas agréables à voir, comme les extérieures. Mais remarquez qu'elles ne ſont pas faites pour être vues. Il fallait même, ſelon le but de l'art, qu'elles ne puſſent être découvertes ſans horreur; et qu'ainſi un homme ne pût les decouvrir, et entamer cette machine dans un autre homme, qu'avec une violente répugnance. C'eſt cette horreur, qui prépare la compaſſion et l'humanité dans les cœurs, quand un homme en voit un autre qui eſt bleſſé. Ajoûtez avec *S. Auguſtin*, qu'il y a dans ces parties internes une pro-

portion, un ordre et une induftrie, qui charment encore plus l'efprit attentif, que la beauté extérieure ne faurait plaire aux yeux du corps. Ce dedans de l'homme, qui eft tout enfemble fi hideux et fi admirable, eft précifément comme il le doit être, pour montrer une boue travaillée de main divine. On y voit tout enfemble, et la fragilité de la créature, et l'art du créateur.

XXXVII.

Des bras, et de leur ufage.

Du haut de cet ouvrage fi précieux, que nous avos dépeint, pendent les deux bras, qui font terminés par les mains, et qui ont une parfaite fymmétrie entre eux. Les bras tiennent aux épaules, de forte qu'ils ont un mouvement libre dans cette jointure. Ils font encore brifés au coude et au poignet, pour pouvoir fe plier, et fe retourner avec promtitude. Les bras font de la jufte longueur qu'il faut pour atteindre à toutes les parties du corps. Ils font nerveux et pleins de mufcles, afin qu'ils puiffent avec les reins, être fouvent en action, et foutenir les plus grandes fatigues de tout le corps. Les mains

ſont un tiſſu de nerfs et d'oſſelets, enchaſſés les uns dans les autres, qui ont toute la force et toute la ſoupleſſe convenable, pour tâter les corps voiſins, pour les ſaiſir, pour s'y accrocher, pour les lancer, pour les attirer, pour les repouſſer, pour les deméler, et pour les détacher les uns des autres. Les doigts dont les bouts ſont armés d'ongles, ſont faits pour exercer, par la délicateſſe et la varieté de leurs mouvemens, les arts les plus merveilleux. Les bras et les mains ſervent encore, ſuivant qu'on les replie, à mettre le corps en état de ſe pancher, ſans s'expoſer à aucune chûte. La machine a en elle-même, indépendamment de toutes les penſées qui viennent après coup, une eſpèce de reſſort qui lui fait trouver ſoudainement l'équilibre dans tous ſes contraſtes.

XXXVIII.

Du cou et de la tête.

Au-deſſus du corps s'élève le cou, ferme ou flexible, ſelon qu'on le veut. Eſt-il queſtion de porter un peſant fardeau ſur la tête? Le cou devient roide, comme s'il n'était que d'un ſeul os. Faut-il pancher, ou tourner

la tête? Le cou ſe plie en tous ſens, comme ſi on en démontait tous les os. Ce cou médiocrement élevé au-deſſus des épaules, porte ſans peine la tête, qui règne ſur tout le corps. Si elle était moins groſſe, elle n'aurait aucune proportion avec le reſte de la machine. Si elle était plus groſſe, outre qu'elle ſerait disproportionnée et difforme, ſa peſanteur accablerait le cou, et elle courrait riſque de faire tomber l'homme du côté où elle pancherait un peu trop. Cette tête fortifiée de tous côtès par des os très épais et très durs, pour mieux conſerver le précieux tréſor qu'elle renferme, s'emboite dans les vertèbres du cou, et a une communication très promte avec toutes les autres parties du corps. Elle contient le cerveau, dont la ſubſtance humide, molle et ſpongieuſe, eſt compoſée de fils tendres et entrelacés. C'eſt là le centre des merveilles dont nous parlerons dans la ſuite. Le crâne ſe trouve percé régulièrement avec une proportion et une ſymmétrie exacte, pour les deux yeux, pour les deux oreilles, pour la bouche et pour le nez. Il y a des nerfs deſtinés aux ſenſations, qui s'exercent dans la plûpart de ces conduits. Le nés qui n'a point de nerfs pour ſa ſenſation, a un os cribleux, pour faire paſſer les odeurs juſqu'au cerveau.

Parmi les organes de ces fenfations, les principaux font doubles, pour conferver dans un côté ce qui pourrait manquer dans l'autre par quelque accident. Ces deux organes d'une même fenfation font mis en fymmétrie, fur le devant, ou fur les côtés, afin que l'homme en puiffe faire un plus facile ufage, ou à droite, ou à gauche, ou vis-à-vis de lui, c'eft-à-dire vers l'endroit où fes jointures dirigent fa marche et toutes fes actions. D'ailleurs la flexibilité du cou, fait que tous ces organes fe tournent en un inftant de quelque côté qu'il veuille. Tout le derriére de la tête, qui eft le moins en état de fe defendre, eft le plus épais. Il eft orné de cheveux, qui fervent en même tems à fortifier la tête contre les injures de l'air. Mais les cheveux viennent fur le devant pour accompagner le vifage, et lui donner plus de grace. Le vifage eft le côté de la tête qu'on nomme le devant, et où les principales fenfations font raffemblées avec un ordre et une proportion qui le rendent trèsbeau, à moins que quelque accident n'altère un ouvrage fi régulier. Les deux yeux font égaux, placés vers le milieu, et aux deux côtés de la tête, afin qu'ils qu'ils puiffent decouvrir fans peine de loin, à droite et à gauche, tous les objets étrangers, et qu'ils puif-

ſent veiller commodement pour la ſûreté de toutes les parties du corps. L'exacte ſymmétrie, avec laquelle ils ſont placés, fait l'ornement du viſage. Celui qui les a faits, y a allumé je ne ſai quelle flamme céleſte, à laquelle rien ne reſſemble dans tout le reſte de la nature. Ces yeux ſont des eſpèces de miroirs, où ſe peignent tour à tour, et ſans confuſion, dans le fond de la rétine, tous les objets du monde entier, afin que ce qui penſe dans l'homme puiſſe le voir dans ces miroirs. Mais quoique nous appercevions tous les objets par un double organe, nous ne voyons pourtant jamais les objets comme doubles, parce que les deux nerfs qui ſervent à la vue dans nos yeux, ne ſont que deux branches qui ſe reuniſſent dans une même tige, comme les deux branches des lunettes ſe réuniſſent dans la partie ſupérieur qui le joint. Les deux yeux ſont ornés de deux ſourcils égaux; et afin qu'ils puiſſent s'ouvrir et ſe fermer, ils ſont enveloppés de paupiéres bordées d'un poil, qui défend une partie ſi délicate.

XXXIX.

Du front, et des autres parties du visage.

Le front donne de la majesté et de la grace à tout le visage. Il sert à en relever les traits. Sans le nés posé dans le milieu, tout le visage serait plat et difforme. On peut juger de cette difformité, quand on a vu des hommes, en qui cette partie du visage est mutilée. Il est placé immédiatement au-dessus de la bouche, pour discerner plus commodément, par les odeurs, tout ce qui est propre à nourrir l'homme. Les deux narines servent tout ensemble à la respiration et à l'odorat. Voyez les lèvres. Leur couleur vive, leur fraicheur, leur figure, leur arrangement et leur proportion avec les autres traits, embellissent tout le visage. La bouche, par la correspondance de ses mouvemens avec ceux des yeux, l'anime, l'égaie, l'attriste, l'adoucit, le trouble, et exprime chaque passion par des marques sensibles. Outre que les lèvres s'ouvrent pour recevoir l'aliment, elles servent encore par leur souplesse, et par la varieté pe leurs mouvemens, à varier les sons qui font la parole. Quand elles s'ouvrent, elles découvrent un double rang de dents, dont la bouche est or-

née. Ces dents ſont de petits os enchaſſés avec ordre dans les deux machoires, qui ont un reſſort pour s'ouvrir, et un pour ſe fermer, en ſorte que les dents briſent, comme un moulin, les alimens, pour en préparer la digeſtion. Mais ces alimens ainſi briſés paſſent dans l'eſtomac par un conduit différent de celui de la reſpiration ; et ces deux canaux, quoique ſi voiſins, n'ont rien de commun.

XL.

De la langue et des dents.

La langue eſt un tiſſu de petits muſcles, et de nerfs ſi ſouples, qu'elle ſe replie comme un ſerpent, avec une mobilité, et une ſoupleſſe inconcevable. Elle fait dans la bouche ce que font les doigts, ou ce que fait l'archet d'un maître ſur un inſtrument de muſique. Elle va fraper tantôt les dents, et tantôt le palais. Il y a un conduit qui va au-dedans du cou, depuis le palais juſqu'à la poitrine. Ce ſont des anneaux de cartilages enchaſſés tres juſte les uns dans les autres, et garnis au-dedans d'une tunique ou membrane très polie, pour faire mieux reſonner l'air pouſſé par les poûmons. Ce conduit a du côté du palais un

bout qui n'eſt ouvert que comme une flûte, par une fente qui s'élargit, ou qui ſe reſſerre à propos, pour groſſir la voix, ou pour la rendre plus claire. Mais de peur que les alimens, qui ont leur canal ſéparé, ne ſe gliſſent dans celui de la reſpiration, il y a une eſpèce de ſoûpape, qui fait ſur l'orifice du conduit de la voix, comme un pont-levis, pour faire paſſer les alimens, ſans qu'il en tombe aucune parcelle ſubtile, ni aucune goute par la fente dont je viens de parler. Cette eſpèce de ſoûpape eſt très-mobile, et ſe replie très ſubtilememt: de manière qu'en tremblant ſur cet orifice entr'ouvert, elle fait toutes les plus douces modulations de la voix. Ce petit exemple ſuffit pour montrer en paſſant, et ſans entrer d'ailleurs dans aucun détail de l'anatomie, combien eſt merveilleux l'art des parties internes. Cet organe, tel que je viens de le repréſenter, eſt le plus parfait de tous les inſtrumens de muſique; et tous les autres ne ſont parfaits, qu'autant qu'ils l'imitent.

XLI.

De l'odorat, de goût, et de l'ouïe.

Qui pourrait expliquer la délicateſſe des organes par lesquells l'homme diſcerne les ſa-

veurs, et les odeurs innombrables des corps? Mais comment se peut-il faire que tant de voix frappent ensemble mon oreille sans se cofondre, et que ces sons me laissent après qu'ils ne sont plus, des ressemblances si vives, et si distinctes de ce qu'ils ont été? Avec quel soin l'ouvrier qui a fait nos corps, a-t-il donné à nos yeux une enveloppe humide et coulante pour les fermer; et pourquoi a-t-il laissé nos oreilles ouvertes? C'est, dit *Ciceron* *), que les yeux ont besoin de se fermer à la lumière pour le sommeil, et que les oreilles doivent demeurer ouvertes pendant que les yeux se ferment, pour nous avertir, et pour nous éveiller par le bruit, quand nous courons risque d'être surpris. Qui est-ce qui grave dans mon œil, en un instant, le ciel, la mer, la terre, situés dans une distance presque infinie? Comment peuvent se ranger et se démêler dans un si petit organe, les images fidèles de tous les objets de l'univers, depuis le soleil jusqu'à des atomes? La substance du cerveau, qui conserve avec ordre des représentations si naïves de tant d'objets dont nous avons été frappés depuis que nous sommes au monde, n'est-elle pas le prodige le plus étonnant? On

D 7

*) *Lib. 2. de Nat. Deor.*

admire avec raiſon l'invention des livres, où l'on conſerve l'hiſtoire de tant de faits, et le recueil de tant de penſées. Mais quelle comparaiſon peut-on faire entre le plus beau livre, et le cerveau d'un homme ſavant? Sans doute ce cerveau eſt un recueil infiniment plus précieux, et d'une plus belle invention que ce livre. C'eſt dans ce petit réſervoir qu'on trouve à point nommé toutes les images dont on a beſoin. On les appelle: elles viennent; on les renvoie: elles ſe renfoncent je je ne ſai où, et diſparaiſſent pour laiſſer la place à d'autres. On ferme, et on ouvre ſon imagination comme un livre. On en tourne, pour ainſi dire, les feuillets; on paſſe ſoudainement d'un bout à l'autre. On a même des eſpèces de tables dans la memoire, pour indiquer les lieux où ſe trouvent certaines images reculées. Ces caractères innombrables, que l'eſprit de l'homme lit intérieurement avec tant de rapideté, ne laiſſent aucune trace diſtincte dans un cerveau qu'on ouvre. Cet admirable livre n'eſt qu'une ſubſtance molle, ou une eſpèce de peloton, compoſé de fils tendres et entrelacés. Quelle main a ſu cacher dans cette eſpèce de boue, qui paraît ſi informe, des images ſi précieuſes, et rangées avec un ſi bel art?

XLII.

De la proportion du corps humain.

Tel eſt le corps de l'homme en gros. Je n'entre point dans le détail de l'anatomie: car mon deſſein n'eſt que de découvrir l'art qui eſt dans la nature, par le ſimple coup d'œil, ſans aucune ſcience. Le corps de l'homme pourrait ſans doute être beaucoup plus grand, et beaucoup plus petit. S'il n'avait, par exemple, qu'un pié de hauteur, il ſerait inſulté par la plûpart des animaux, qui l'écraſeraient ſous leurs piés. S'il était haut comme les plus grands clochers, un petit nombre d'hommes conſumeraient en peu de jours les alimens d'un païs. Ils ne pourraient trouver ni chevaux, ni autres bêtes de charge, qui pûſſent les porter, ni les traîner dans aucune machine roulante; ils ne pourraient trouver aſſez de matériaux pour bâtir des maiſons proportionnées à leur grandeur; il ne pourrait y avoir qu'un petit nombre d'hommes ſur la terre, et ils manqueraient de la plûpart des commodités. Qui eſt-ce qui a réglé la taille de l'homme à une meſure préciſe? Qui eſt-ce qui a réglé celle de tous les autres animaux avec proportion à celle de l'homme. L'hom-

me eſt le ſeul de tous les animaux qui eſt droit ſur ſes piés. Par là il a une nobleſſe et une majeſté qui le diſtingue, même au déhors, de tout ce qui vit ſur la terre. Non ſeulement ſa figure eſt la plus noble : mais encore il eſt le plus fort, et le plus adroit de tous les animaux à proportion de ſa grandeur. Qu'on examine de près la peſanteur et la maſſe de la plûpart des bêtes les plus terribles. On trouvera qu'elles ont plus de matière que le corps d'un homme : et cependant le corps d'un homme vigoureux a plus de force de corps, que la plûpart des bêtes farouches. Elles ne ſont redoutables pour lui, que par leurs dents et par leurs griffes. Mais l'homme qui n'a point dans ſes membres de ſi fortes armes naturelles, a des mains, dont la dextérité ſurpaſſe, pour ſe faire des armes, tout ce que la nature a donné aux bêtes. Ainſi l'homme perce de ſes traits, ou fait tomber dans ſes pièges, et enchaîne les animaux les plus forts et les plus furieux. Il fait même les apprivoiſer dans leur captivité, et s'en jouer comme il lui plaît. Il ſe fait flater par les lions, et par les tigres. Il monte ſur les élephans.

XLIII.

De l'ame. Elle ſeule entre les créatures penſe et connaît.

Mais le corps de l'homme, qui paraît le chef-d'œuvre de la nature, n'eſt point comparable à ſa penſée. Il eſt certain qu'il y a des corps qui ne penſent pas. On n'attribue aucune connaiſſance à la pierre, au bois, aux métaux, qui ſont néanmoins certainement des corps. Il eſt même ſi naturel de croire que la matière ne peut penſer, que tous les hommes ſans prévention ne peuvent s'empêcher de rire, quand on leur ſoutient que les bêtes ne ſont que de pures machines, parce qu'ils ne ſauraient concevoir que de pures machines puiſſent avoir les connaiſſances qu'ils prétendent appercevoir dans les bêtes. Ils trouvent que c'eſt faire des jeux d'enfans, qui parlent avec leurs poupées, que de vouloir donner quelque connaiſſance à de pures machines. De là vient que les anciens même, qui ne connaiſſaient rien de réel qui ne fût un corps, voulaient néanmoins que l'ame de l'homme fût d'un cinquiéme élément, ou d'une eſpèce de quinteſſence ſans nom, inconnue ici-bas, indiviſible et immuable, toute céleſte, et toute

divine: parce qu'ils ne pouvaient concevoir que la matière terreſtre des quatre élémens pût penſer, et ſe connaître elle-même: *Ariſtoteles quintam quandam naturam cenſet eſſe, è qua ſit mens. Cogitare enim, et providere, et diſcere, et docere in horum quatuor generum nullo ineſſe putat; quintum genus adhibet vacans nomine* *).

XLIV.

Ce qui eſt matière ne peut penſer.

Mais ſuppoſons tout ce qu'on voudra, et ne conteſtons contre aucune ſecte de philoſophes. Voici une alternative que nul philoſophe ne peut éviter. Ou la matière peut devenir penſante ſans y rien ajoûter: ou bien la matière ne ſaurait penſer, et ce qui penſe en nous, eſt un être diſtingué d'elle, et qui lui eſt uni. Si la matière peut devenir penſante ſans y rien ajoûter, il faut au moins avouer que toute matière n'eſt point penſante, et que la matière, même qui penſe aujourd'hui, ne penſait point il y a cinquante ans: par exemple, la matière du corps d'un jeune homme ne penſait point dix ans avant ſa naiſſance. Il faudra donc dire que la matière peut acquerir la penſée

*) *Cic. Tuſc. Quæſt. l.* 1.

par un certain arrangement, et par un certain mouvement de ſes parties. Prenons, par exemple, la matière d'une pierre, ou d'un amas de ſable. Cette portion de matière ne penſe nullement. Pour la faire commencer à penſer, il faut figurer, arranger, mouvoir en un certain ſens, et à certain degré toutes ſes parties. Qui eſt-ce qui a ſu trouver avec tant de juſteſſe cette proportion, cet arrangement, ce mouvement en tel ſens, et point en un autre, ce mouvement à un tel degré, au deſſus et au deſſous duquel la matière ne penſerait jamais? Qui eſt-ce qui a donné toutes ces modifications ſi juſtes et ſi préciſes, à une matière vile et informe, pour en former le corps d'un enfant, et pour le rendre peu à peu raiſonnable? Si au contraire on dit que le matière ne peut être penſante ſans y rien ajoûter, et qu'il faut un autre être qui s'uniſſe à elle: je demande quel ſera cet autre être qui penſe, pendant que la matière à laquelle il eſt uni ne fait que ſe mouvoir. Voilà deux natures bien diſſemblables. Nous ne connaiſſons l'une que par des figures et des mouvemens locaux: nous ne connaiſſons l'autre que par des perceptions, et par des raiſonnemens. L'une ne donne point l'idée de l'autre; et leurs idées n'ont rien de commun.

XLV.

De l'union de l'ame et du corps, dont Dieu seul peut être l'auteur.

D'où vient que des êtres dissemblables sont si intimement unis ensemble dans l'homme? D'où vient que les mouvemens du corps donnent si promtement, et si infailliblement certaines pensées à l'ame? D'où vient que les pensées de l'ame donnent si promtement et si infailliblement certains mouvemens au corps? D'où vient cette société si régulière de soixante-dix ou quatre-vingts ans, sans aucune interruption? D'où vient que cet assemblage de deux êtres, et de deux opérations si différentes, font un composé si juste, que tant de gens sont tentés de croire que c'est un tout simple et indivisible? Quelle main a pu lier ces deux extrémités? Elles ne sont point liées d'elles-mêmes. La matière n'a pu faire pacte avec l'esprit: car elle n'a par elle-même ni pensée, ni volonté pour faire des conditions. D'un autre côté l'esprit ne se souvient point d'avoir fait un pacte avec la matière: et il ne pourrait être assujetti à ce pacte, s'il l'avait oublié. S'il avait résolu librement, et par lui-même de s'assujettir à la matière: il

ne s'y aſſujetterait que quand il s'en ſouviendrait, et quand il lui plairait. Cependant il eſt certain qu'il dépend malgré lui du corps, et qu'il ne peut s'en délivrer, à moins qu'il ne détruiſe les organes du corps par une mort violente. D'ailleurs quand même l'eſprit ſe ſerait aſſujetti volontairement à la matière, il ne s'enſuivrait pas que la matière fût mutuellement aſſujettie à l'eſprit. L'eſprit aurait à la verité certaines penſées, quand le corps aurait certains mouvemens: mais le corps ne ſerait point déterminé à avoir à ſon tour certains mouvemens, dés que l'eſprit aurait certaines penſées. Or il eſt certain que cette dépendance eſt réciproque. Rien n'eſt plus abſolu que l'empire de l'eſprit ſur le corps. L'eſprit veut: et tous les membres du corps ſe remuent à l'inſtant, comme s'ils étaient entraînés par les plus puiſſantes machines. D'un autre côté rien n'eſt plus manifeſte que le pouvoir du corps ſur l'eſprit. Le corps ſe meut: et à l'inſtant l'eſprit eſt forcé de penſer avec plaiſir, ou avec douleur, à certains objets. Quelle main également puiſſante ſur ces deux natures ſi diverſes, a pu leur impoſer ce joug, et les tenir captives dans une ſocieté ſi exacte, et ſi inviolable? Dira-t-on que c'eſt le hazard? Si on le dit, entendra-t-on

ce qu'on dira, et le pourra-t-on faire entendre aux autres? Le hazard a-t-il accroché par un concours d'atomes les parties du corps avec l'efprit? Si l'efprit peut s'accrocher à des parties du corps, il faut qu'il ait des parties lui-même, et par confequent qu'il foit un vrai corps: auquel cas nous retombons dans la première réponfe que j'ai déja réfutée. Si au contraire l'efprit n'a point de parties, rien ne peut l'accrocher avec celles du corps, et le hazard n'a pas de quoi les attacher enfemble.

Enfin mon alternative revient toûjours, et elle eft décifive. Si l'efprit et le corps ne font qu'un tout compofé de matière, d'où vient que cette matière, qui ne penfait pas hier, a commencé à penfer aujourd'hui? Qui eft-ce qui lui a donné ce qu'elle n'avait pas, et qui eft incomparablement plus noble qu'elle, quand elle eft fans penfée? Ce qui lui donne la penfée, ne l'a-t-il point lui-même; et comment la donnera-t-il fans l'avoir? Suppofé même que la penfée réfulte d'une certaine configuration, d'un certain arrangement, et d'un certain degré de mouvement en un certain fens, de toutes les parties de la matière: quel ouvrier a fu trouver toutes ces combinaifons fi juftes et fi précifes, pour faire une machine penfante? Si au contraire l'efprit et

le corps ſont deux natures différentes: quelle puiſſance ſupérieure à ces deux natures, a pu les attacher enſemble, ſans que l'eſprit y ait aucune part, ni qu'il ſache comment cette union s'eſt faite? Qui eſt-ce qui commande ainſi, avec cet empire ſuprême, aux eſprits et aux corps, pour les tenir dans une correſpondance, et dans une eſpèce de police ſi incompréhenſibles?

XLVI.

L'empire de l'ame ſur le corps eſt ſouverain.

Remarquez que l'empire de mon eſprit ſur mon corps eſt ſouverain dans ſon étendue bornée, puiſque ma ſimple volonté, ſans efforts et ſans préparation, fait mouvoir tout à coup immédiatement tous les membres de mon corps, ſelon les règles de la méchanique. Comme l'écriture nous repréſente Dieu, qui dit après la création de l'univers, „*que la lumière ſoit, et elle fut*:“ de même la ſeule parole intérieure de mon ame, ſans effort et ſans préparation, fait ce qu'elle dit. Je dis en moi-même par cette parole ſi intérieure, ſi ſimple, et ſi momentanée, *que mon corps ſe meuve*: et il ſe meut. A cette ſimple et intime vo-

lonté, toutes les parties de mon corps travaillent. Déja tous les nerfs ſont tendus, tous les reſſorts ſe hâtent de concourir enſemble, et toute la machine obéït, comme ſi chaçun de ces organes les plus ſecrets entendait une voix ſauveraine et toute-puiſſante. Voilà ſans doute la puiſſance la plus ſimple, et la plus efficace qu'on puiſſe concevoir. Il n'y en a aucun autre exemple dans tous les êtres que nous connaiſſons. C'eſt préciſément celle que les hommes perſuadés de la Divinité, lui attribuent dans tous l'univers.

L'attribuerai-je à mon faible eſprit, ou plûtôt à la puiſſance qu'il a ſur mon corps, qui eſt ſi différent de lui? Croirai-je que ma volonté a cet empire ſuprême par ſon propre fond, elle qui eſt ſi faible et ſi imparfaite? Mais d'où vient que parmi tant de corps elle n'a ce pouvoir que ſur un ſeul? Nul autre corps ne ſe remue ſelon ſes déſirs. Qui lui a donné ſur un ſeul corps ce qu'elle n'a ſur aucun autre? Oſera-t-on encore revenir à nous alléguer le hazard?

XLVII.

La puissance de l'ame sur le corps est non seulement souveraine, mais encore aveugle.

Cette puissance qui est si souveraine, est en même tems aveuglē. Le païsan le plus ignorant sait aussi bien mouvoir son corps, que les philosophe le mieux instruit de l'anatomie. L'esprit du païsan commande à ses nerfs, à ses muscles, à ses tendons qu'il ne connaît pas, et dont il n'a jamais ouï parler. Sans pouvoir les distinguer, et sans savoir où ils sont, il les trouve; il s'adresse précisément à ceux dont il a besoin; et il ne prend point les uns pour les autres. Un danseur de corde ne fait que vouloir, et à l'instant les esprits coulent avec impétuosité, tantôt dans certains nerfs, et tantôt en d'autres; tous ses nerfs se tendent, ou se relâchent à propos. Demandés-lui quels sont ceux qu'il a mis en mouvement, et par où il a commencé à les ébranler: il ne comprend pas même ce que vous voulés lui dire. Il ignore profondément ce qu'il a fait dans tous les ressorts intérieurs de sa machine. Le joueur de lut, qui connaît parfaitement toutes les cordes de son in-

ſtrument, qui les voit de ſes yeux, qui les touche l'une après l'autre de ſes doigts, s'y méprend. Mais l'ame, qui gouverne la machine du corps humain, en meut tous les reſſorts à propos, ſans les voir, ſans les diſcerner, ſans en ſavoir ni la figure, ni la ſituation, ni la force; et elle ne s'y mécompte point. Quel prodige! Mon eſprit commande à ce qu'il ne connaît pas, et qu'il ne peut voir, à ce qui ne connaît point, et qui eſt incapable de connaiſſance: et il eſt infailliblement obéï. Que d'aveuglement! Que de puiſſance! L'aveuglement eſt de l'homme: mais la puiſſance de qui eſt-elle? A qui l'attribuerons-nous, ſi ce n'eſt à celui qui voit ce que l'homme ne voit pas, et qui fait en lui ce qui le ſurpaſſe? Mon ame a beau vouloir remuer les corps qui l'environnent, et qu'elle connaît très-diſtinctement: aucun ne ſe remue; elle n'a aucun pouvoir pour ébranler le moindre atome par ſa volonté. Il n'y a qu'un ſeul corps, que quelque puiſſance ſupérieure doit lui avoir rendu propre. A l'égard de ce corps, elle n'a qu'à vouloir, et tous les reſſorts de cette machine, qui lui ſont inconnus, ſe meuvent à propos et de concert pour lui obéïr. Saint *Auguſtin* qui a fait ces réflexions les a parfaitement exprimées. „Les parties internes de nos corps, *dit-il*, ne peu-

vent être vivantes que par nos ames : mais nos ames les animent bien plus facilement qu'elles ne peuvent les connaître.— L'ame ne connaît point le corps qui lui eſt ſoumis. — Elle ne ſait point pourquoi elle ne met les nerfs en mouvement que quand il lui plaît, et pourquoi au contraire la pulſation des veines et ſans interruption, quand même elle ne le voudrait pas. Elle ignore quelle eſt la prémiére partie du corps qu'elle remue immédiatement, pour mouvoir par celle-là toutes les autres. — Elle ne ſait point pourquoi elle ſent malgré elle, et ne meut les membres que quand il lui plaît. C'eſt elle qui fait ces choſes dans le corps. D'où vient qu'elle ne ſait ni ce qu'elle fait ni comment elle le fait? Ceux qui s'inſtruiſent de l'anatomie, *dit encore ce pére*, apprennent d'autrui ce qui ſe paſſe en eux, et qui eſt fait par eux-mêmes. Pourquoi, *dit-il*, n'ai-je aucun beſoin de leçon, pour ſavoir qu'il a dans le ciel à une prodigieuſe diſtance de moi, un ſoleil et des étoiles: et pourquoi ai-je beſoin d'un maître pour apprendre par où commence le mouvement? — Quand je remue le doigt, je ne ſai comment ſe fait ce que je fais moi-même au dedans de moi. Nous ſommes trop élevés à l'égard de nous-mêmes, et nous ne ſaurions nous comprendre."

XLVIII.

L'empire de l'ame ſur le corps paraît ſur tout dans les images tracées dans le cerveau.

En effet, nous ne ſaurions trop admirer cet empire abſolu de l'ame ſur des organes corporels qu'elle ne connaît pas, et l'uſage continuel qu'elle en fait ſans les diſcerner. Cet empire ſe montre principalement par raport aux images tracées dans notre cerveau. Je connais tous les corps de l'univers qui ont frappé mes ſens depuis un grand nombre d'années. J'en ai des images diſtinctes qui me les repréſentent, en ſorte que je crois les voir lors même qu'ils ne ſont plus. Mon cerveau eſt comme un cabinet de peintures, dont tous les tableaux ſe remueraient et ſe rangeraient au gré du maître de la maiſon. Les peintres, par leur art, n'atteignent jamais qu'à une reſſemblance imparfaite. Pour les portraits que j'ai dans la tête, ils ſont ſi fidèles, que c'eſt en les conſultant que j'aperçois tous les défauts de ceux des peintres, et que je les corrige en moi-même. Ces images plus reſſemblantes que les chefs-d'œuvres de l'art des peintres, ſe gravent-elles dans ma tête ſans

aucun art? Eſt-ce un livre dont tous les caractères ſe ſoient rangés d'eux-mêmes? S'il y a de l'art, il ne vient pas de moi: car je trouve au dedans de moi ce recueil d'images, ſans avoir jamais penſé ni à les graver, ni à les mettre en ordre. Mais encore toutes ces images ſe préſentent, et ſe retirent comme il me plaît, ſans faire aucune confuſion. Je les rappelle: elles viennent. Je les renvoie: elles ſe renfoncent je ne ſai où. Elles s'aſſemblent, ou ſe ſéparent comme je le veux. Je ne ſai ni où elles demeurent, ni ce qu'elles ſont. Cependant je les trouve toûjours prêtes. L'agitation de tant d'images anciennes et nouvelles, qui ſe réveillent, qui ſe joignent, qui ſe ſéparent, ne trouble point un certain ordre qu'elles ont. Si quelques-unes ne ſe préſentent pas au prémier ordre: du moins je ſuis aſſûré qu'elles ne ſont pas loin. Il faut qu'elles ſoient cachées dans certains recoins enfoncés. Je ne les ignore point comme les choſes que je n'ai jamais connues: au contraire, je ſai confuſément ce que je cherche. Si quelqu'autre image ſe préſente en la place de celle qui j'ai appellée, je la renvoie ſans héſiter, en lui diſant: ce n'eſt pas vous dont j'ai beſoin. Mais où ſont donc les objets à demi oubliés? Ils ſont préſens au dedans de moi, puiſque je les y cherche, et que je les y trou-

E 3

ve. Enfin comment y ſont-ils, puiſque je les cherche long-tems en vain? Où vont-ils? „Je ne ſuis plus, *dit ſain Auguſtin,* ce que j'étais, lorſque je penſais à ce que je n'ai pu retrouver. Je ne ſai, *continue ce pére*, comment il arrive que je ſois ainſi ſouſtrait à moi-même, et privé de moi; ni comment eſt-ce que je ſuis enſuite comme rapporté et rendu à moi-même. Je ſuis comme un autre homme, et tranſporté ailleurs, quand je cherche, et que je ne trouve pas ce que j'avais confié à ma mémoire. Alors nous ne pouvons arriver juſqu'à nous; nous ſommes comme ſi nous étions des étrangers éloignés de nous. Nous n'y arrivons que quand nous trouvons ce que nous cherchons. Mais où eſt-ce que nous cherchons, ſi ce n'eſt au dedans de nous? Et qu'eſt-ce que nous cherchons, ſi ce n'eſt nous-mêmes? — Une telle profondeur nous étonne.“ Je me ſouviens diſtinctement d'avoir connu ce que je ne connais plus. Je me ſouviens de mon oubli même. Je me rappelle les portraits de chaque perſonne, en chaque âge de la vie où je l'ai vue autrefois. La même perſonne repaſſe pluſieurs fois dans ma tête. D'abord je la vois enfant, puis jeune, et enfin âgée. Je place de rides ſur le même viſage, où je vois d'un autre côté les graces tendres de l'enfan-

ce. Je joins ce qui n'eſt plus avec ce qui eſt encore, ſans confondre ces extrémités. Je conſerve un je ne ſai quoi, qui eſt tour à tour toutes les choſes que j'ai connues depuis que je ſuis au monde. De ce tréſor inconnu ſortent tous les parfums, toutes les harmonies, tous les goûts, tous les degrés de lumiére, toutes les couleurs, et toutes leurs nuances, enfin toutes les figures qui ont paſſé par mes ſens, et qu'ils ont confiées à mon cerveau. Je renouvelle quand il me plaît la joie que j'ai reſſentie il y a trente ans. Elle revient: mais quelquefois ce n'eſt plus elle-même; elle paraît ſans me réjouïr. Je me ſouviens d'avoir été bien-aiſe; et je ne le ſuis point actuellement dans ce ſouvenir. D'un autre côté je renouvelle d'anciennes douleurs. Elles ſont préſentes: car je les aperçois diſtinctement, telles qu'elles ont été en leur tems; rien ne m'échappe de leur amertume et de la vivacité de leurs ſentimens. Mais elles ne ſont plus elles-mêmes, elles ne me troublent plus; elles ſont émouſſées. Je vois toute leur rigueur ſans la reſſentir: ou ſi je la reſſens, ce n'eſt que par repréſentation; et cette repréſentation d'une peine autrefois cuiſante, n'eſt plus qu'un jeu; l'image des douleurs paſſées me réjouit. Il en eſt de même des plaiſirs.

Un cœur vertueux s'afflige en rappellant le ſouvenir de ſes plaiſirs déréglés. Ils ſont préſens: car ils ſe montrent avec tout ce qu'ils ont eu de plus doux, et de plus flateur. Mais ils ne ſont plus eux-mêmes; et de telles joies ne reviennent que pour affliger.

XLIX.

Deux merveilles de la mémoire, et du cerveau.

Voilà donc deux merveilles également incompréhenſibles; l'une que mon cerveau ſoit une eſpèce de livre, où il y ait un nombre preſque infini d'images, et de caractères rangés avec un ordre que je n'ai point fait, et que le hazard n'a pu faire. Car je n'ai jamais eu la moindre penſée ni d'écrire rien dans mon cerveau, ni d'y donner aucun ordre aux images, et aux caractères que j'y traçais. Je ne ſongeais qu'à voir les objets, lorſqu'ils frappaient mes ſens. Le hazard n'a pu non plus faire un ſi merveilleux livre. Tout l'art même des hommes eſt trop imparfait pour atteindre jamais à une ſi haute perfection. Quelle main donc a pu le compoſer?

La feconde merveille que je trouve dans mon cerveau, eft de voir que mon efprit life avec tant de facilité tout ce qu'il lui plaît dans ce livre intérieur. Il lit des caractères qu'il ne connaît point. Jamais je n'ai vu les traces empreintes dans mon cerveau ; et la fubftance de mon cerveau elle-même, qui eft comme le papier du livre, m'eft entiérement inconnue. Tous ces caractères innombrables fe tranfpofent, et puis reprennent leur rang pour m'obéïr. J'ai une puiffance comme divine fur un ouvrage que je ne connais point, et qui eft incapable de connaiffance. Ce qui n'entend rien, entend ma penfée et l'exécute dans le moment. La penfée de l'homme n'a aucun empire fur les corps. Je le vois en parcourant toute la nature. Il n'y a qu'un feul corps que ma fimple volonté remue, comme fi elle était une divinité ; et elle en remue tous les refforts les plus fubtils, fans les connaître. Qui eft-ce qui l'a unie à ce corps, et qui lui a donné tant d'empire fur lui ?

L.

L'esprit de l'homme est mêlé de grandeur et de faiblesse. Sa grandeur consiste en deux points.

Prémiérement, l'esprit a l'idée de l'infini.

Finissons ces remarques par une courte réflexion sur le fond de notre esprit. J'y trouve un mélange incompréhensible de grandeur et de faiblesse. Sa grandeur est réelle. Il rassemble sans confusion le passé avec le présent; et il perce par ses raisonnemens jusques dans l'avenir. Il a l'idée des corps, et celle des esprits. Il a l'idée de l'infini même: car il en affirme tout ce qui lui convient, et il en nie tout ce qui ne lui convient pas. Dites-lui que l'infini est triangulaire: il vous répondra sans hésiter, que ce qui n'a aucunes bornes, ne peut avoir aucune figure. Demandés-lui qu'il vous assigne la premiére des unités qui composent un nombre infini: il vous répondra d'abord qu'il ne peut y avoir ni commencement, ni fin, ni nombre dans l'infini; parce que si on pouvait y remarquer une premiére, ou une derniére unité, on pourrait ajoûter quelque autre unité à celle-là, et par

conſéquent augmenter le nombre. Or un nombre ne peut être infini, lorſqu'il peut recevoir quelque addition, et qu'on peut lui aſſigner une borne du côté où il peut recevoir un accraiſſement.

LI.

L'eſprit ne connaît le fini, que par l'idée de l'infini.

C'eſt même dans infini que mon eſprit connaît le fini. Qui dit un homme malade: dit un homme qui n'a pas la ſanté; qui dit un homme faible: dit un homme qui n'a pas de force. On ne conçoit la maladie, qui n'eſt qu'une privation de la ſanté, qu'en ſe repréſentant la ſanté même comme un bien réel, dont cet homme eſt privé. On ne conçoit la faibleſſe, qu'en ſe repréſentant la force comme un avantage réel, que cet homme n'a pas. On ne conçoit les ténèbres, qui ne ſont rien de poſitif, qu'en niant, et par conſéquent en concevant la lumiére du jour qui eſt très-réelle, et très-poſitive. Tout de même on ne conçoit le fini, qu'en lui attribuant une borne, qui eſt une pure négation d'une plus grande étendue. Ce n'eſt donc que la privation de

l'infini. Or on ne pourrait jamais ſe repréſenter la privation de l'infini, ſi on ne concevait l'infini même : comme on ne pourrait concevoir la maladie, ſi on ne concevait la ſanté, dont elle n'eſt que la privation. D'où vient cette idée de l'infini en nous ?

LII.

Secondement, les idées de l'eſprit ſont univerſelles, éternelles et immuables.

O que l'eſprit de l'homme eſt grand ! il porte en lui de quoi s'étonner, et ſe ſurpaſſer infiniment lui-même. Ses idées ſont univerſelles, éternelles et immuables. Elles ſont univerſelles. Car lorſque je dis : il eſt impoſſible d'être, et de n'être pas ; le tout eſt plus grand que ſa partie ; une ligne parfaitement circulaire n'a aucunes parties droites ; entre deux points donnés, la ligne droite eſt la plus courte ; le centre d'un cercle parfait eſt également éloigné de tous les points de la circonférence ; un triangle équilateral n'a aucun angle obtus, ni droit : toutes ces vérités ne peuvent ſouffrir aucune exception. Il ne pourra jamais y avoir d'être, de ligne, de cercle, de triangle qui ne ſoit ſuivant ces règles.

Ces règles sont de tous les tems, ou, pour mieux dire, elles sont avant tous les tems, et seront toûjours au-delà de toute durée compréhensible. Que l'univers se bouleverse et s'anéantisse; qu'il n'y ait plus même aucun esprit pour raisonner sur les êtres, sur les lignes, sur les cercles, et sur les triangles: il sera toûjours également vrai en soi, que la même chose ne peut tout ensemble être, et n'être pas; qu'un cercle parfait ne peut avoir aucune portion de ligne droite; que le centre d'un cercle parfait ne peut être plus près d'un coté de la circonférence que de l'autre. On peut bien ne penser pas actuellement à ces vérités; et il pourrait même se faire qu'il n'y aurait ni univers, ni esprit capable de penser à ces vérités: mais enfin ces vérités n'en seraient pas moins constantes en elles-mêmes, quoique nul esprit ne les connût; comme les rayons du soleil n'en seraient pas moins véritables, quand même tous les hommes seraient aveugles; et que personne n'aurait des yeux pour en être éclairé. En assûrant que deux et deux font quatre, dit saint *Augustin*, non seulement on est assûré de dire vrai: mais on ne peut douter que cette proposition n'ait été toûjours également vraie, et qu'elle ne doive l'être éternellement. Ces idées que nous por-

tons au fond de nous-mêmes, n'ont point de bornes, et n'en peuvent souffrir. On ne peut point dire que ce que j'ai avancé sur le centre des cercles parfaits, ne soit vrai que pour un certain nombre de cercles. Cette proposition est vraie par une nécessité évidente pour tous les cercles à l'infini. Ces idées sans bornes ne peuvent jamais ni changer, ni s'effacer en nous, ni être altérées. Elles sont le fond de notre raison. Il est impossible, quelque effort qu'on fasse sur son propre esprit, de parvenir à douter jamais sérieusement de ce que ces idées nous représentent avec clarté. Par exemple, je ne puis entrer dans un doute sérieux, pour savoir si le tout est plus grand qu'une de ses parties; si le centre d'un cercle parfait est également éloigné de tous les points de la circonférence. L'idée de l'infini est en moi comme celle des nombres, des lignes, des cercles, d'un tout, et d'une partie. Changer nos idées, ce serait anéantir la raison même. Jugeons de notre grandeur par l'infini immuable qui est empreint au dedans de nous, et qui ne peut jamais y être affacé. Mais de peur qu'une grandeur si réelle ne nous éblouïsse, et ne nous flatte dangereusement, hâtons-nous de jetter les yeux sur notre faiblesse.

LIII.

Faiblesse de l'esprit de l'homme.

Ce même esprit qui voit sans cesse l'infini, et dans la règle de l'infini toutes les choses finies, ignore aussi à l'infini tous les objets qui l'environnent; il s'ignore profondément lui-même. Il marche comme à tâtons dans un abîme de ténèbres. Il ne sait ni ce qu'il est, ni comment il est attaché à un corps, ni comment il a tant d'empire sur tous les ressorts de ce corps, qu'il ne connaît point. Il ignore ses propres pensées, et ses propres volontés. Il ne sait avec certitude, ni ce qu'il croit, ni ce qu'il veut. Souvent il s'imagine croire et vouloir, ce qu'il n'a ni crû, ni voulu. Il se trompe; et ce qu'il a de meilleur, c'est de le reconnaître. Il joint à l'erreur des pensées, le déréglement de la volonté. Il est réduit à gémir dans l'expérience de sa corruption. Voilà l'esprit de l'homme faible, incertain, borné, plein d'erreurs. Qui est-ce qui a mis l'idée de l'infini, c'est-à-dire du parfait dans un sujet si borné, et si rempli d'imperfection? Se l'est-il donnée lui-même, cette idée si haute et si pure, cette idée qui est elle-même une espèce d'infini en représentation?

Quel être fini diſtingué de lui, a pu lui donner ce qui eſt ſi diſproportionné avec ce qui eſt renfermé dans quelque borne? Suppoſons que l'eſprit de l'homme eſt comme un miroir où les images de tous les corps voiſins viennent s'imprimer: quel être a pu mettre en nous l'image de l'infini, ſi l'infini ne fut jamais? Qui peut mettre dans un miroir l'image d'un objet chimérique, qui n'eſt point, et qui n'a jamais été vis-à-vis de la glace de ce miroir? Cette image de l'infini n'eſt point un amas confus d'objets finis, que l'eſprit prenne mal à propos pour un infini véritable. C'eſt le vrai infini dont nous avons la penſée. Nous le connaiſſons ſi bien, que nous le diſtinguons préciſément de tout ce qu'il n'eſt pas, et que nulle ſubtilité ne peut nous mettre aucun objet en ſa place. Nous le connaiſſons ſi bien, que nous rejettons de lui toute proprieté qui marque la moindre borne. Enfin nous le connaiſſons ſi bien, que c'eſt en lui ſeul que nous connaiſſons tout le reſte, comme on connaît la nuit par le jour, et la maladie par la ſanté. Encore une fois, d'où vient une image ſi grande? La prend-on dans le néant? L'être borné peut-il imaginer et inventer l'infini, ſi l'infini n'eſt point? Notre eſprit ſi faible et ſi court ne peut ſe former par lui-même

cette image, qui n'aurait aucun patron. Aucun des objets extérieurs ne peut nous donner cette image: car ils ne peuvent nous donner l'image, que de ce qu'ils ſont; et ils ne ſont rien, que de borné et d'imparfait. Où la prenons-nous donc cette image diſtincte, qui ne reſſemble à rien de tout ce que nous ſommes, et de tout ce que nous connaiſſons ici-bas hors de nous? D'où nous vient-elle? Où eſt donc cet infini, que nous ne pouvons comprendre, parce qu'il eſt réellement infini: et que nous ne pouvons néanmoins méconnaître, parce que nous le diſtinguons de tout ce qui lui eſt inférieur? Où eſt-il? S'il n'était pas, pourait-il ſe venir graver au fond de notre eſprit?

LIV.

Les idées de l'homme ſont les règles immuables de ſon jugement.

Mais outre l'idée de l'infini, j'ai encôre des notions univerſelles et immuables, qui ſont la règle de tous mes jugemens. Je ne puis juger d'aucune choſe qu'en les conſultant; et il ne dépend pas de moi de juger contre ce qu'elles me repréſentent. Mes penſées, loin de pouvoir corriger, ou former cette règle,

font elles-mêmes corrigées malgré moi par cette règle fuperieure, et elles font invinciblement affujetties à fa décifion. Quelque effort d'efprit que je faffe, je ne puis jamais parvenir, comme je viens de le remarquer, à douter que deux et deux ne faffent quatre; que le tout ne foit plus grand que fa partie; que le centre d'un cercle parfait ne foit également diftant de tous les points de la circonférence. Je ne fuis point libre de nier ces propofitions; et fi je nie ces vérités, ou d'autres à peu près femblables, j'ai en moi quelque chofe qui eft au deffus de moi, et qui me ramène par force au but. Cette règle fixe et immuable eft fi intérieure et fi intime, que je fuis tenté de la prendre pour moi-même: mais elle eft au deffus de moi, puifqu'elle me corrige, me redreffe, me met en défiance contre moi-même, et m'avertit de mon impuiffance. C'eft quelque chofe qui m'infpire à toute heure, pourvu que le l'écoute; et je ne me trompe jamais, qu'en ne l'écoutant pas. Ce qui m'infpire, me préferverait fans ceffe de toute erreur, fi j'étais docile, et fans précipitation. Car cette infpiration intérieure m'apprendrait à bien juger des chofes qui font à ma portée, et fur lefquelles j'ai befoin de former quelque jugement. Pour les autres, elle m'apprendrait à

n'en juger pas : et cette ſeconde ſorte de leçon n'eſt pas moins importante que la premiére. Cette règle intérieure eſt ce que je nomme ma raiſon. Mais je parle de ma raiſon ſans pénétrer la force de ce terme, comme je parle de la nature, et de l'inſtinct, ſans entendre ce que ſignifient ces expreſſions.

LV.

Ce que c'eſt que la raiſon de l'homme.

A la vérité ma raiſon eſt en moi : car il faut que je rentre ſans ceſſe en moi-même pour la trouver. Mais la raiſon ſupérieure qui me corrige dans le beſoin, et que je conſulte, n'eſt point à moi, et elle ne fait point partie de moi-même. Cette règle eſt parfaite et immuable : je ſuis changeant et imparfait. Quand je me trompe : elle ne perd point ſa droiture. Quand je me détrompe : ce n'eſt pas elle qui revient au but ; c'eſt elle qui, ſans s'en être jamais écartée, a l'autorité ſur moi de m'y rappeller, et de m'y faire revenir. C'eſt un maître intérieur, qui me fait taire, qui me fait parler, qui me fait croire, qui me fait douter, qui me fait avouer mes erreurs, ou confirmer mes jugemens. En l'écoutant, je

m'inſtruis : en m'écoutant moi-même, je m'égare. Ce maître eſt par tout; et ſa voix ſe fait entendre d'un bout de l'univers à l'autre, à tous les hommes comme à moi. Pendant qu'il me corrige en France, il corrige d'autres hommes à la Chine, au Japon, dans le Mexique, et dans le Perou, par les mêmes principes.

LVI.

La raiſon eſt la même dans tous les hommes de tous les ſiècles et de tous les païs.

Deux hommes qui ne ſe ſont jamais vus, qui n'ont jamais entendu parler l'un de l'autre, et qui n'ont jamais eu de liaiſon avec aucun autre homme qui ait pu leur donner des notions communes, parlent aux deux extrémités de la terre ſur un certain nombre de vérités, comme s'ils étaient de concert. On ſait infailliblement par avance dans un hémiſphère, ce qu'on répondra dans l'autre ſur ces vérités. Les hommes de tous lès païs et de tous les tems, quelque éducation qu'ils aient reçue, ſe ſentent invinciblement aſſujettis à penſer, et à parler de même. Le maître qui nous

enſeigne ſans ceſſe, nous fait penſer tous de la même façon. Dès que nous nous hâtons de juger, ſans écouter ſa voix avec défiance de nous-mêmes, nous penſons, et nous diſons des ſonges pleins d'extravagance. Ainſi ce qui paraît le plus à nous, et être le fond de nous-mêmes, je veux dire notre raiſon, eſt ce qui nous eſt le moins propre, et qu'on doit croire le plus emprunté. Nous recevons ſans ceſſe et à tout moment une raiſon ſupérieure à nous, comme nous reſpirons ſans ceſſe l'air, qui eſt un corps étranger, ou comme nous voyons ſans ceſſe tous les objets voiſins de nous à la lumiére du ſoleil, dont les rayons ſont des corps étrangers à nos yeux. Cette raiſon ſupérieure domine jusqu'à un certain point, avec un empire abſolu, tous les hommes les moins raiſonnables, et fait qu'ils ſont toûjours tous d'accord, malgré eux, ſur ces points. C'eſt elle qui fait qu'un ſauvage du Canada penſe beaucoup de choſes, comme les philoſophes Grecs et Romains les ont penſées. C'eſt elle qui fait que les géomètres Chinois ont trouvé à peu près les mêmes vérités que les Européens, pendant que ces peuples ſi éloignés étaient inconnus les uns aux autres. C'eſt elle qui fait qu'on juge au Japon comme en France, que deux et deux font quatre; et

il ne faut pas craindre qu'aucun peuple change jamais d'opinion là-deſſus. C'eſt elle qui fait que les hommes penſent encore aujourd'hui ſur divers points, comme on penſait il y a quatre mille ans. C'eſt elle qui donne des penſées uniformes aux hommes les plus jaloux, et les plus irréconciliables entre eux. C'eſt elle par qui les hommes de tous les ſiècles, et de tous les païs, ſont comme enchaînés autour d'un certain centre immobile, et qui les tient unis par certaines règles invariables, qu'on nomme les prémiers principes, malgré les variations infinies d'opinions qui naiſſent en eux de leurs paſſions, de leurs diſtractions, et de leurs caprices, pour tous leurs autres jugemens moins clairs. C'eſt elle qui fait que les hommes, tout dépravés qu'ils ſont, n'ont point encore oſé donner ouvertement le nom de vertu au vice, et qu'ils ſont réduits à faire ſemblant d'être juſtes, ſincéres, modérés, bienfaiſans, pour s'attirer l'eſtime les uns des autres. On ne parvient point à eſtimer ce qu'on voudrait pouvoir eſtimer, ni à mépriſer ce qu'on voudrait pouvoir mépriſer. On ne peut forcer cette barriere éternelle de la vérité, et de la juſtice. Le maître intérieur, qu'on nomme raiſon, le reproche intérieurement avec un empire abſolu. Il ne le

ſouffre pas; et il ſait borner la folie la plus impudente des hommes. Après tant de ſiècles de règne effréné du vice, la vertu eſt encore nommée vertu; et elle ne peut être dépoſſédée de ſon nom par ſes ennemis les plus brutaux, et les plus téméraires. De la vient que le vice, quoique triomphant dans le monde, eſt encore réduit à ſe déguiſer ſous le maſque de l'hypocriſie, ou de la fauſſe probité, pour s'attirer une eſtime qu'il n'oſe eſpérer en ſe montrant à découvert. Ainſi malgré toute ſon impudence, il rend un hommage forcé à la vertu, en voulant ſe parer de ce qu'elle a de plus beau, pour recevoir les honneurs qu'elle ſe fait rendre. On critique, il eſt vrai, les hommes vertueux, et ils ſont effectivement toûjours répréhenſibles en cette vie par leurs imperfections: mais les hommes les plus vicieux ne peuvent venir à bout d'effacer en eux l'idée de la vraie vertu. Il n'y a point encore eu d'homme ſur la terre qui ait pu gagner, ni ſur les autres, ni ſur lui-même, d'établir dans le monde, qu'il eſt plus eſtimable d'être trompeur, que d'être ſincére; d'être emporté et malfaiſant, que d'être modéré, et de faire du bien.

LVII.

La raiſon eſt en l'homme indépendante de l'homme, et au deſſus de lui.

Le maître intérieur et univerſel dit donc toûjours et par tout les mêmes vérités, Nous ne ſommes point ce maître. Il eſt vrai que nous parlons ſouvent ſans lui, et plus haut que lui. Mais alors nous nous trompons, nous bégayons, nous ne nous entendons pas nous-mêmes. Nous craignons même de voir que nous nous ſommes trompés, et nous fermons l'oreille de peur d'être humiliés par ſes corrections. Sans doute l'homme qui craint d'être corrigé par cette raiſon incorruptible et qui s'égare toûjours en ne la ſuivant pas, n'eſt pas cette raiſon parfaite, univerſelle, immuable qui le corrige malgré lui. En toutes choſes nous trouvons comme deux principes au dedans de nous. L'un donne: l'autre reçoit; l'un manque: l'autre ſuplée; l'un ſe trompe, l'autre corrige: l'un va de travers par ſa pente; l'autre le redreſſe. C'eſt cette experience mal priſe et mal entendue, qui avait fait tomber dans lerreur les Marcionites et les Manichéens *). Chacun ſent en ſoi une raiſon

*) Sogenannte Ketzer in den erſten Zeiten des Chriſtenthums.

bornée et ſubalterne, qui s'égare dès qu'elle échappe à une entière ſubordination; et qui ne ſe corrige, qu'en rentrant ſous le joug d'une autre raiſon ſupérieure, univerſelle et immuable. Ainſi tout porte en nous la marque d'une raiſon ſubalterne, bornée, précipitée, empruntée, et qui a beſoin qu'une autre la redreſſe à chaque moment. Tous les hommes ſont raiſonnables de la même raiſon, qui ſe communique à eux ſelon divers degrés. Il y a un certain nombre de ſages: mais la ſageſſe où ils puiſent, comme dans la ſource, et qui les fait ce qu'ils ſont, eſt unique.

LVIII.

C'eſt la vérité primitive elle-même, qui éclaire tous les eſprits, en ſe communiquant à eux.

Où eſt-elle cette ſageſſe? Où eſt-elle cette raiſon commune, et ſupérieure tout enſemble à toutes les raiſons bornées et imparfaites du genre humain? Où eſt-il donc cet oracle qui ne ſe tait jamais, et contre lequel ne peuvent jamais rien tous les vains préjugés des peuples? Où eſt-elle cette raiſon qu'on a ſans ceſſe beſoin de conſulter, et qui nous prévient pour

nous inſpirer le déſir d'entendre ſa voix? Où eſt-elle cette vive lumière qui *illumine tout homme venant en ce monde?* Où eſt-elle cette pure et douce lumière, qui non ſeulement éclaire les yeux ouverts: mais qui ouvre les yeux fermés; qui guérit les yeux malades; qui donne des yeux à ceux qui n'en ont pas pour la voir; enfin qui inſpire le déſir d'être éclairé par elle, et qui ſe fait aimer par ceux même qui craignaient de la voir? Tout oeil la voit; et il ne verrait rien, s'il ne la voyait pas: puiſque c'eſt par elle, et à la faveur de ſes purs rayons qu'il voit toutes choſes. Comme le ſoleil ſenſible éclaire tous les corps: de même ce ſoleil d'intelligence éclaire tous les eſprits. La ſubſtance de l'oeil de l'homme n'eſt point la lumière: au contraire l'oeil emprunte à chaque moment la lumière des rayons du ſoleil. Tout de même mon eſprit n'eſt point la raiſon primitive, la vérité univerſelle et immuable: il eſt ſeulement l'organe par où paſſe cette lumière originale, et qui en eſt éclairé. Il y a un ſoleil des eſprits, qui les éclaire tous beaucoup mieux que le ſoleil viſible n'éclaire les corps. Ce ſoleil des eſprits nous donne tout enſemble, et ſa lumière, et l'amour de ſa lumière pour la chercher. Ce ſoleil de vérité ne laiſſe aucune ombre; et il luit en

même tems dans les deux hémiſphères. Il brille autant ſur nous la nuit que le jour. Ce n'eſt point au dehors qu'il répand ſes rayons: il habite en chacun de nous. Un homme ne peut jamais dérober ſes rayons à un autre homme. On le voit également, en quelque coin de l'univers qu'on ſoit caché. Un homme n'a jamais beſoin de dire à un autre: retirez-vous, pour me laiſſer voir ce ſoleil; vous me dérobez ſes rayons; vous enlevez la portion qui m'eſt due. Ce ſoleil ne ſe couche jamais, et ne ſouffre aucun nuage que ceux qui ſont formés par nos paſſions. C'eſt un jour ſans ombre. Il éclaire les ſauvages même dans les antres les plus profonds, et les plus obſcurs. Il n'y a que les yeux malades, qui ſe ferment à ſa lumière: et encore même n'y a-t-il point d'homme ſi malade et ſi aveugle, qui ne marche encore à la lueur de quelque lumière ſombre, qui lui reſte de ce ſoleil intérieur des conſciences. Cette lumière univerſelle découvre et repréſente à nos eſprits tous les objets; et nous ne pouvons rien juger que par elle, comme nous ne pouvons diſcerner aucun corps, qu'aux rayons du ſoleil.

LIX.

C'eſt par les lumières de la vérité primitive, que l'homme juge ſi ce qu'on lui dit eſt vrai, ou faux.

Les hommes peuvent nous parler pour nous inſtruire: mais nous ne pouvons les croire, qu'autant que nous trouvons une certaine conformité entre ce qu'ils nous diſent, et ce que nous dit le maître intérieur. Après qu'ils ont épuiſé tous leurs raiſonnemens, il faut toûjours revenir à lui, et l'écouter pour la déciſion. Si un homme nous diſait qu'une partie égale le tout dont elle eſt partie, nous ne pourrions nous empêcher de rire, et il ſe rendrait mépriſable, au lieu de nous perſuader. C'eſt au fond de nous-mêmes, par la conſultation du maître intérieur, que nous avons beſoin de trouver les vérités qu'on nous enſeigne, c'eſt-à-dire qu'on propoſe extérieurement. Ainſi, à proprement parler, il n'y a qu'un ſeul véritable maître, qui enſeigne tout, et ſans lequel on n'apprend rien. Les autres maîtres nous ramènent toûjours dans cette école intime, où il parle ſeul. C'eſt là que nous recevons ce que nous n'avions pas; c'eſt là que nous apprenons ce que nous avions ignoré; c'eſt là que nous retrou-

vons ce que nous avions perdu par l'oubli; c'eſt dans le fond intime de nous-mêmes, qu'il nous garde certaines connaiſſances comme enſevelies, qui ſe réveillent au beſoin; c'eſt là que nous rejettons le menſonge que nous avions cru. Loin de juger ce maître, c'eſt par lui ſeul que nous ſommes jugés ſouverainement en toutes choſes. C'eſt un juge déſintereſſé, et ſupérieur à nous. Nous pouvons réfuſer de l'écouter, et nous étourdir : mais en l'écoutant, nous ne pouvons le contredire. Rien ne reſſemble moins à l'homme que ce maître inviſible qui l'inſtruit, et qui le juge avec tant de rigueur et de perfection. Ainſi notre raiſon bornée, incertaine, fautive, n'eſt qu'une inſpiration faible et momentanée d'une raiſon primitive, ſuprême et immuable, qui ſe communique avec méſure à tous les êtres intelligens.

LX.

La raiſon ſupérieure qui réſide dans l'homme, eſt Dieu même; et tout ce qu'on a découvert ci-deſſus dans l'homme, ſont des traces évidentes de la divinité.

On ne peut point dire que l'homme ſe donne lui-même les penſées qu'il n'avait pas. On

peut encore moins dire qu'il les reçoive des autres hommes: puiſqu'il eſt certain qu'il n'admet, et ne peut rien admettre du dehors, ſans le trouver auſſi dans ſon propre fond; en conſultant au dedans de ſoi les principes de la raiſon, pour voir ſi ce qu'on lui dit y répugne. Il y a donc une école intérieure, où l'homme reçoit ce qu'il ne peut ni ſe donner, ni attendre des autres hommes, qui vivent d'emprunt comme lui. Voilà donc deux raiſons que je trouve en moi. L'une eſt moi-même: l'autre eſt au deſſus de moi. Celle qui eſt moi, eſt très-imparfaite, prévenue, précipitée, ſujette à s'égarer, changeante, opiniâtre, ignorante et bornée; enfin elle ne poſſède jamais rien que d'emprunt. L'autre eſt commune à tous les hommes, ſupérieure à eux. Elle eſt parfaite, éternelle, immuable, toûjours prête à ſe communiquer en tous lieux, et à redreſſer tous les eſprits qui ſe trompent; enfin incapable d'être jamais ni épuiſée, ni partagée, quoiqu'elle ſe donne à tous ceux qui la veulent. Où eſt-elle cette raiſon parfaite, qui eſt ſi près de moi, et ſi différente de moi? Où eſt-elle? Il faut qu'elle ſoit quelque choſe de réel; car le néant ne peut être parfait, ni perfectionner les natures imparfaites. Où eſt-

elle cette raiſon ſuprême? N'eſt-elle pas le dieu que je cherche?

LXI.

Nouvelles traces ſenſibles de la divinité en l'homme, tirées de la connaiſſance qu'il a de l'unité.

Je trouve encore d'autres traces de la divinité en moi; en voici une bien touchante:

Je connais des nombres prodigieux, avec les rapports qui ſont entre eux. Par où me vient cette connaiſſance? Elle eſt ſi diſtincte, que je n'en puis douter ſérieuſement, et que je redreſſe d'abord, ſans héſiter, tout homme qui manque à la ſuivre en ſupputant. Si un homme dit que 17 et 3 ſont 22; je me hâte de lui dire, 17 et 3 ne ſont que 20. Auſſi-tôt il eſt vaincu par ſa propre lumière, et il acquieſce à ma correction. Le même maître, qui parle en moi pour le corriger, parle auſſi-tôt en lui pour lui dire qu'il doit ſe rendre. Ce ne ſont point deux maîtres qui ſoient convenus de nous accorder: c'eſt quelque choſe d'indiviſible, d'éternel, d'immuable, qui parle en même tems avec une perſuaſion invincible dans tous les deux. Encore une fois, d'où me vient cette notion ſi juſte des nombres? Les nombres ne

ſont tous que des unités répetées. Tout nombre n'eſt qu'une compoſition, ou une répétion d'unités. Le nombre de deux n'eſt que deux unités; le nombre de 4 ſe réduit à *un* répété quatre fois. On ne peut donc concevoir aucun nombre, ſans concevoir l'unité, qui eſt le fondement eſſentiel de tout nombre poſſible. On ne peut concevoir aucune répétition d'unité, ſans concevoir l'unité même qui en eſt le fond.

Mais par où eſt-ce que je puis connaître quelque unité réelle? Je n'en ai jamais vu, ni même imaginé par le rapport de mes ſens. Que je prenne le plus ſubtil atome: il faut qu'il ait une figure, une longueur, une largeur, et une profondeur, un deſſus, un deſſous, un côté gauche, un autre droit; et le deſſus n'eſt point le deſſous; un côté n'eſt point l'autre. Cet atome n'eſt donc pas véritablement un; il eſt compoſé de parties. Or le compoſé eſt un nombre réel, et une multitude d'êtres. Ce n'eſt point une unité réelle: c'eſt un aſſemblage d'êtres, dont l'un n'eſt pas l'autre. Je n'ai donc jamais appris ni par mes yeux, ni par mes oreilles, ni par mes mains, ni même par mon imagination, qu'il y ait dans la nature aucune réelle unité; au contraire, mes ſens et mon imagination ne me préſentent jamais

rien que de composé rien qui ne soit un nombre réel, rien qui ne soit une multitude. Toute unité m'échappe sans cesse; elle me fuit, comme par une espéce d'enchantement. Puisque je la cherche dans tant de divisions d'un atome, j'en ai certainement l'idée distincte; et ce n'est que par sa simple et claire idée, que je parviens, en la répétant, à connaître tant d'autres nombres. Mais puisqu'elle m'échappe dans toutes les divisions des corps de la nature, il s'ensuit clairement que je ne l'ai jamais connue par le canal de mes sens et de mon imagination. Voilà donc une idée qui est en moi indépendamment des sens, de l'imagination, et des impressions des corps.

De plus, quand même je ne voudrais pas reconnaître de bonne foi que j'ai une idée claire de l'unité, qui est le fond de tous les nombres, parce qu'ils ne sont que des répétitions, ou des collections d'unités: il faudrait au moins avouer que je connais beaucoup de nombres avec leurs proprietés et leurs rapports. Je sai, par exemple, combien font 900000000 joints avec 800000000 d'une autre somme. Je ne m'y trompe point; et je redresserais d'abord avec certitude un autre homme qui s'y tromperait. Cependant ni mes sens, ni mon imagination n'ont jamais pu

me préfenter diftinctement tous ces millions raffemblés. L'image qu'ils m'en préfenteraient, ne reffemblerait pas même davantage à dix-fept cens millions, qu'à un nombre très-inférieur. D'où me vient donc une idée fi diftincte des nombres, que je n'ai jamais pu ni fentir, ni imaginer? Ces idées indépendantes des corps, ne peuvent ni être corporelles, ni être reçues dans un fujet corporel. Elles me découvrent la nature de mon ame, qui reçoit ce qui eft incorporel, et qui le reçoit au dedans de foi d'une manière incorporelle. D'où me vient une idée fi incorporelle des corps mêmes? Je ne puis la porter par ma propre nature au dedans de moi: puifque ce qui connaît en moi les corps, eft incorporel; et qu'il les connaît, fans que cette connaiffance lui vienne par le canal des organes corporels; tels que les fens et l'imagination. Il faut que ce qui penfe en moi, foit, pour ainfi dire, un néant de nature corporelle. Comment ai-je pu connaître des êtres qui n'ont aucuns rapports de nature avec mon être penfant? Il faut fans doute qu'un être fupérieur à ces deux natures fi diverfes, et qui les renferme toutes deux dans fon infini, les ait jointes dans mon ame, et m'ait donné l'idée d'une nature toute différente de celle qui penfe en moi.

LXII.

L'idée de l'unité prouve qu'il y a des ſubſtances qui ne ſont point matérielles ; et qu'il y a un être parfaitement un, qui eſt Dieu.

Pour les unités, quelqu'un dira peut-être que je ne les connais point par le corps, mais ſeulement par l'eſprit ; et qu'ainſi mon eſprit étant un, et m'étant véritablement connu, c'eſt par là, et non par le corps que j'ai l'idée de l'unité. Mais voici ma réponſe :

Il s'enſuivra du moins de là, que je connais des ſubſtances qui n'ont rien d'étendu, ni de diviſible, et qui ſont préſentes. Voilà déja des natures purement incorporelles, au nombre deſquelles je dois mettre mon ame. Qui eſt-ce qui l'a unie à mon corps? Cette ame n'eſt point un être infini; elle n'a pas toûjours été ; elle penſe dans certaines bornes : qui eſt-ce qui l'a faite ? Qui eſt-ce qui lui fait connaitre les corps ſi différens d'elle ? Qui eſt-ce qui lui donne tant d'empire ſur un certain corps, et qui donne réciproquement à ce corps tant d'empire ſur elle ? De plus, comment ſai-je ſi cette ame qui penſe, eſt réellement une, ou bien ſi elle a des parties ?

Je ne vois point cette ame. Dira-t-on que c'eſt dans une choſe ſi inviſible, et ſi impénétrable, que je vois clairement ce que c'eſt qu'unité? Loin d'apprendre par mon ame ce que c'eſt que d'être un: c'eſt au contraire par l'idée claire qui j'ai déja de l'unité, que j'examine ſi mon ame eſt une, ou diviſible.

Ajoûtez à cela que j'ai au dedans de moi une idée claire d'une unité parfaite, qui eſt bien au deſſus de celle que je puis trouver dans mon ame. Elle ſe trouve ſouvent comme partagée entre deux opinions, entre deux inclinations, entre deux habitudes contraires. Ce partage que je trouve au fond de moi-même, ne marque-t-il point quelque multiplicité, ou compoſition de parties? L'ame d'ailleurs a tout au moins une compoſition ſucceſſive de penſées, dont l'une eſt très-differente de l'autre. Je conçois une unité infiniment plus une, s'il m'eſt permis de parler ainſi. Je conçois un être qui ne change jamais de penſée, qui penſe toûjours toutes choſes tout à la fois, et en qui on ne peut trouver aucune compoſition même ſucceſſive. Sans doute c'eſt cette idée de la parfaite et ſuprème unité, qui me fait tant chercher quelque unité dans les eſprits, et même dans les corps. Cette idée toûjours préſente au fond de moi-même,

est née avec moi; elle est le modèle parfait sur lequel je cherche par tout quelque copie imparfaite de l'unité. Cette idée de ce qui est *un*, simple, et indivisible par excellence, ne peut être que l'idée de Dieu. Je connais donc Dieu avec une telle clarté, que c'est en le connaissant que je cherche dans toutes les créatures, et en moi-même, quelque ressemblance de son unité. Les corps ont, pour ainsi dire, quelque vestige de cette unité, qui échappe toûjours dans la division de ses parties; et les esprits en ont une plus grande ressemblance, quoiqu'ils aient une composition successive de pensées.

LXIII.

Dépendance et indépendance de l'homme. Sa dépendance prouve l'existence de son auteur.

Mais voici un autre mystère que je porte au dedans de moi, et qui me rend incompréhensible à moi-même: c'est que d'un côté je suis libre, et que de l'autre, je suis dépendant. Examinons ces deux choses, pour voir s'il est possible de les accorder.

Je ſuis un être dépendant. L'indépendance eſt la ſuprème perfection. Etre par ſoi-même, c'eſt porter en ſoi-même la ſource de ſon propre être; c'eſt ne rien emprunter d'aucun être différent de ſoi. Suppoſez un être qui raſſemble toutes les perfections que vous pourrez concevoir, mais qui ſera un être emprunté et dépendant: il ſera moins parfait qu'un autre être en qui vous ne mettrez que la ſimple indépendance. Car il n'y a aucune comparaiſon à faire entre un être qui eſt par ſoi, et un être qui n'a rien que d'emprunté, et qui n'eſt en lui que comme par prêt.

Ceci me ſert à reconnaître l'imperfection de ce que j'appelle mon ame. Si elle était par elle-même, elle n'emprunterait rien d'autrui, elle n'aurait beſoin ni de s'inſtruire dans ſes ignorances, ni de ſe redreſſer dans ſes erreurs. Rien ne pourrait ni la corriger de ſes vices, ni lui inſpirer aucune vertu, ni rendre ſa volonté meilleure qu'elle ne ſe trouverait d'abord. Cette ame poſſéderait toûjours tout ce qu'elle ſerait capable d'avoir, et ne pourrait jamais rien recevoir du dehors. En même tems il ſerait certain qu'elle ne pourrait rien perdre: car ce qui eſt par ſoi, eſt toûjours néceſſairement tout ce qu'il eſt. Ainſi mon ame ne pourrait tomber ni dans l'igno-

rance, ni dans l'erreur, ni dans le vice, ni dans aucune diminution de bonne volonté. Elle ne pourrait auſſi ni s'inſtruire, ni ſe corriger, ni devenir meilleure qu'elle n'eſt. Or j'éprouve tout le contraire. J'oublie, je me trompe, je m'égare, je perds la vue de la vérité, et l'amour du bien ; je me corromps je me diminue. D'un autre côté je m'augmente en acquerant la ſageſſe et la bonne volonté, que je n'avais jamais eue. Cette expérience intime me convainc que mon ame n'eſt point un être par ſoi, et indépendant ; c'eſt-à-dire néceſſaire, et immuable en tout ce qu'il poſſède. Par où me peut venir cette augmentation de moi-même? Qui eſt-ce qui peut perfectionner mon être, en me rendant meilleur, et par conſéquent en me faiſant être plus que je n'étais?

LXIV.

La bonne volonté ne peut venir que d'un être ſupérieur.

La volonté ou capacité de vouloir, eſt ſans doute un degré d'être, et de bien, ou de perfection: mais la bonne volonté, ou le bon vouloir, eſt un autre dégré de bien ſupérieur. Car on peut abuſer de la volonté pour vouloir

mal, pour tromper, pour nuire, pour faire l'injuſtice : au lieu que le bon vouloir eſt le bon uſage de la volonté même, lequel ne peut être que bon. Le bon vouloir eſt donc ce qu'il y a de plus précieux dans l'homme. C'eſt ce qui donne le prix à tout le reſte. C'eſt là, pour ainſi dire, tout l'homme: *Hoc eſt enim omnis homo.*

Nous venons de voir que ma volonté n'eſt point par elle-même, puiſqu'elle eſt ſujette à perdre, et à recevoir des degrés de bien, ou de perfection. Nous avons vu qu'elle eſt un bien inférieur au bon vouloir, parce qu'il eſt meilleur de bien vouloir, que d'avoir ſimplement une volonté ſuſceptible du bien et du mal. Comment pourrais-je croire que moi, être faible, imparfait, emprunté et dépendant, je me donne à moi-même le plus haut degré de perfection, pendant qu'il eſt viſible que l'inférieur me vient d'un premier être? Puis-je m'imaginer que Dieu me donne le moindre bien, et que je me donne ſans lui le plus grand? Où prendrais-je ce haut degré de perfection, pour me le donner? Serait-ce dans le néant, qui eſt mon propre fond? Dirai-je que d'autres eſprits, à peu près égaux au mien, me le donnent? Mais puiſque ces êtres bornés, et dépendans comme le mien,

ne peuvent ſe rien donner à eux-mêmes: ils peuvent encore moins donner à autrui. N'étant point par eux-mêmes, ils n'ont par eux-mêmes aucun vrai pouvoir, ni ſur moi, ni ſur les choſes qui ſont imparfaites en moi, ni ſur eux-mêmes. Il faut donc, ſans s'arrêter à eux, remonter plus haut, et trouver une cauſe première, qui ſoit féconde et toute puiſſante, pour donner à mon ame le bon vouloir qu'elle n'a pas.

LXV.

Un être ſupérieur étant la cauſe de toutes les modifications des créatures, il eſt impoſſible que la volonté puiſſe vouloir le bien par elle-même.

Ajoûtons encore une réflexion. Ce premier être eſt la cauſe de toutes les modifications de ſes créatures. L'opération ſuit l'être, comme diſent les philoſophes. L'être qui eſt dépendant dans le fond de ſon être, ne peut être que dépendant dans toutes ſes opérations. L'acceſſoire ſuit le principal. L'auteur du fond de l'être, l'eſt donc auſſi de toutes les modifications, ou manières d'être des créatures. C'eſt ainſi que Dieu eſt la cauſe réelle

et immédiate de toutes les configurations, combinaiſons et mouvemens de tous les corps de l'univers. C'eſt à l'occaſion d'un corps qu il a mu, qu'il en meut un autre. C'eſt lui qui a tout créé; et c'eſt lui qui fait tout dans ſon ouvrage. Or le vouloir eſt la modification des volontés, comme le mouvement eſt le modification des corps. Dirons-nous qu'il eſt la cauſe réelle, immédiate et totale du mouvement de tous les corps, et qu'il n'eſt pas autant la cauſe réelle et immédiate du bon vouloir des volontés? Cette modification, la plus excellente de toutes, ſera-t-elle la ſeule que Dieu ne fera point dans ſon ouvrage, et que l'ouvrage ſe donnera lui-méme avec indépendance? Qui le peut penſer? Mon bon vouloir, que je n'avais pas hier, et que j'ai aujourd'hui, n'eſt donc pas une choſe que je me donne. Il me vient de celui qui m'a donné la volonté et l'être.

Comme vouloir eſt plus parfait qu'être ſimplement: bien vouloir eſt plus parfait que vouloir. Le paſſage de la puiſſance à l'acte vertueux, eſt ce qu'il y a de plus parfait dans l'homme, La puiſſance n'eſt qu'un équilibre entre la vertu et le vice; qu'une ſuſpenſion entre le bien et le mal. Le paſſage à l'acte, eſt la déciſion pour le bien, et par conſéquent

le bien ſupérieur. La puiſſance ſuſceptible du bien et du mal, vient de Dieu. Nous avons fait voir qu'on n'en pouvait douter. Dirons-nous que le coup déciſif, qui détermine au plus grand bien, ne vient pas de lui, ou en vient moins? Tout ceci prouve évidemment ce que dit l'apôtre, ſavoir, que Dieu donne le vouloir et le faire, ſelon ſon bon plaiſir. Voilà la dépendance de l'homme: cherchons ſa liberté.

LXVI.

De la liberté de l'homme.

Je ſuis libre, et je n'en puis douter. J'ai une conviction intime et inébranlable que je puis vouloir, et ne vouloir pas: qu'il y a en moi une élection, non ſeulement entre le vouloir, et le non vouloir: mais encore entre diverſes volontés, ſur la varieté des objets qui ſe préſentent. Je ſens, comme dit l'écriture, que je ſuis *dans la main de mon conſeil.* En voilà déja aſſez pour me montrer que mon ame n'eſt point corporelle. Tout ce qui eſt corps, ou corporel, ne ſe détermine en rien ſoi-même, et eſt au contraire déterminé en tout par des loix qu'on nomme phyſiques, qui

ſont néceſſaires, invincibles, et contraires à ce que j'appelle liberté. De là je conclus que mon ame eſt d'une nature entièrement différente de celle de mon corps. Qui eſt-ce qui a pu unir d'une union réciproque deux natures ſi différentes. et les tenir dans un concert ſi juſte pour toutes leurs opérations? Ce lien ne peut être formé, comme nous l'avons déja remarqué, que par un être ſupérieur qui réuniſſe ces deux genres de perfections dans ſa perfection infinie.

LXVII.

La liberté de l'homme conſiſte en ce que ſa volonté, en ſe déterminant, ſe modifie elle-même.

Il n'en eſt pas de même de cette modification de mon ame, qu'on nomme vouloir, comme des modifications des corps. Un corps ne ſe modifie en rien lui-même. Il eſt modifié par la ſeule puiſſance de Dieu. Il ne ſe meut point: il eſt mu. Il n'agit en rien: il eſt ſeulement agi, s'il m'eſt permis de parler de la ſorte. Ainſi Dieu eſt l'unique cauſe réelle et immédiate de toutes les différentes modifications des corps. Pour les eſprits, il n'en

eſt pas de même; ma volonté ſe détermine elle-même. Or ſe déterminer à un vouloir, c'eſt ſe modifier. Ma volonté ſe modifie donc elle-même. Dieu peut prévenir mon ame: mais il ne lui donne point le vouloir, de la même manière dont il donne le mouvement aux corps. Si c'eſt Dieu qui me modifie, je me modifie moi-même avec lui; je ſuis cauſe réelle avec lui de mon propre vouloir. Mon vouloir eſt tellement à moi, qu'on ne peut s'en prendre qu'à moi, ſi je ne veux pas ce qu'il faut vouloir. Quand je veux une choſe, je ſuis maître de ne la vouloir pas: quand je ne la veux pas, je ſuis maître de la vouloir. Je ne ſuis pas contraint dans mon vouloir, et je ne ſaurais l'être; car je ne ſaurais vouloir malgré moi ce que je veux, puiſque le vouloir que je ſuppoſe exclut évidemment toute contrainte. Outre l'exemtion de toute contrainte, j'ai encore l'exemtion de toute néceſſité. Je ſens que j'ai un vouloir, pour ainſi dire, à deux tranchans, qui peut ſe tourner à ſon choix vers le oui et vers le non, vers un objet, ou vers un autre. Je ne connais point d'autre raiſon de mon vouloir, que mon vouloir même. Je veux une choſe, parce que je veux bien la vouloir, et que rien n'eſt tant en ma puiſſance que de vouloir, ou de

ne vouloir pas. Quand même ma volonté ne ferait pas contrainte, fi elle était néceffitée, elle ferait auffi invinciblement déterminée à vouloir, que le corps le font à fe mouvoir. La néceffité invincible tomberait autant fur le vouloir pour les efprits, qu'elle tombe fur le mouvement pour les corps. Alors il ne faudrait pas s'en prendre davantage aux volontés de ce qu'elles voudraient, qu'aux corps de ce qu'ils fe mouvraient. Il eft vrai que les volontés voudraient vouloir ce qu'elles voudraient: mais les corps fe meuvent du mouvement dont ils fe meuvent, comme les volontés veulent du vouloir dont elles veulent. Si le vouloir eft néceffité comme le mouvement: il n'eft ni plus digne de louange, ni plus digne de blâme. Le vouloir néceffité, pour être un vrai vouloir non contraint, n'en eft pas moins un vouloir qu'on ne peut s'abftenir d'avoir, et duquel on ne peut fe prendre à celui qui l'a. La connaiffance précédente ne donne point de liberté véritable: car un vouloir peut être précédé de la connaiffance de divers objets, et n'avoir pourtant aucune réelle élection. La délibération même n'eft qu'un jeu ridicule, fi je délibère entre deux parties, étant dans l'impuiffance actuelle de prendre l'un, et dans la néceffité actuelle de prendre

l'autre. Enfin il n'y a aucune élection sérieuse et véritable entre deux objets, s'ils ne sont tous deux actuellemen tout prêts, en sorte que je puisse laisser et prendre celui qu'il me plaira.

LXVIII.

La volonté peut résister à la grace, et sa liberté est le fondement du mérite et du démérite.

En disant que je suis libre, je dis donc que mon vouloir est pleinement en ma puissance, et que Dieu même me le laisse pour le tourner où je voudrai; que je ne suis point déterminé comme les autres êtres, et que je me détermine moi-même. Je conçois que si ce premier être me prévient pour m'inspirer une bonne volonté, je demeure le maître *de rejetter* son actuelle inspiration, de quelque sorte qu'elle soit; de la frustrer de son effet; et de lui refuser mon consentement. Je conçois aussi que quand je rejette son inspiration pour le bien, j'ai le vrai et actuel pouvoir de ne la rejetter pas: comme j'ai le pouvoir actuel et immédiat de me lever quand je demeure assis, et de fermer les yeux quand je les ai ouverts. Les objets peuvent me solliciter par tout ce

qu'ils ont d'agréable à les vouloir. Les raiſons de vouloir peuvent ſe préſenter à moi avec ce qu'elles ont de plus touchant. Le premier être peut auſſi m'attirer par ſes plus perſuaſives inſpirations. Mais enfin dans cet attrait actuel des objets, des raiſons, et même de l'inſpiration d'un être ſupérieur, je demeure encore maître de ma volonté pour vouloir ou ne vouloir pas.

C'eſt cette exemtion non ſeulement de toute contrainte, mais encore de toute néceſſité, et cet empire ſur mes propres actes, qui fait que je ſuis inexcuſable quand je veux mal, et que je ſuis louable quand je veux bien. Voilà le fond du mérite et du démérite; voilà ce qui rend juſte ou la punition, ou la récompenſe; voilà ce qui fait qu'on exhorte, qu'on reprend, qu'on menace, qu'on promet. C'eſt là le fondement de toute police, de toute inſtruction, et de toute règle des mœurs. Tout ſe réduit, dans la vie humaine, à ſuppoſer comme le fondement de tout, que rien n'eſt tant en la puiſſance de notre volonté, que notre propre vouloir; et que nous avons ce libre arbitre, ce pouvoir, pour ainſi dire, à deux tranchans, cette vertu élective entre deux parties qui ſont immédiatement comme ſous notre main. C'eſt ce que

les bergers et les laboureurs chantent ſur les montagnes ; ce que les marchands et les artiſans ſuppoſent dans leur négoce ; ce que les acteurs repréſentent dans les ſpectacles ; ce que les magiſtrats croient dans leurs conſeils ; ce que les docteurs enſeignent dans leurs écoles ; ce que nul homme ſenſé ne peut révoquer en doute ſérieuſement. Cette vérité, imprimée au fond de nos cœurs, eſt ſuppoſée dans la pratique par les philoſophes même qui voudraient l'ébranler par de creuſes ſpéculations. L'évidence intime de cette vérité eſt comme celle des premiers principes, qui n'ont beſoin d'aucunes preuves, et qui ſervent eux-mêmes de preuves aux autres vérités moins claires. Comment le premier être peut-il avoir fait une créature qui ſoit ainſi l'arbitre de ſes propres actes ?

LXIX.

Caractère de la divinité dans la dépendance et l'indépendance de l'homme.

Raſſemblons maintenant ces deux vérités également certaines. Je ſuis dépendant d'un premier être dans mon vouloir même ; et néanmoins je ſuis libre. Quelle eſt donc

cette liberté dépendante? Comment peut-on comprendre un vouloir qui eſt libre, et qui eſt donné par un premier être? Je ſuis libre dans mon vouloir, comme Dieu dans le ſien. C'eſt en cela principalement que je ſuis ſon image, et que je lui reſſemble. Quelle grandeur qui tient de l'infini! Voilà le trait de la divinité même. C'eſt une eſpèce de puiſſance divine, que j'ai ſur mon vouloir. Mais je ne ſuis qu'une ſimple image de cet être ſi libre et ſi puiſſant.

L'image de l'indépendance divine n'eſt pas la réalité de ce qu'elle repréſente; ma liberté n'eſt qu'une ombre de celle de ce premier être, par qui je ſuis, et par qui j'agis. D'un côté le pouvoir que j'ai de vouloir mal, eſt moins un vraî pouvoir, qu'une faibleſſe et une fragilité de mon vouloir. C'eſt un pouvoir de déchoir, de me dégrader, de diminuer mon degré de perfection et d'être. D'un autre côté le pouvoir que j'ai de bien vouloir, n'eſt point un pouvoir abſolu, puiſque je ne l'ai point de moi-même, La liberté n'étant donc autre choſe que ce pouvoir: le pouvoir emprunté ne peut faire qu'une liberté empruntée et dépendante. Un être ſi imparfait et ſi emprunté ne peut donc être que dépendant. Comment eſt-il libre? Quel profond myſtère!

Sa liberté, dont je ne puis douter, montre sa perfection: sa dépendance montre le néant dont il est sorti.

LXX.

Sceau de la divinité dans ses ouvrages.

Nous venons de voir les traces de la divinité, ou pour mieux dire, le sceau de Dieu même, dans tout ce qu'on appelle les ouvrages de la nature. Quand on ne veut point subtiliser, on remarque du premier coup d'œil une main, qui est le premier mobile dans toutes les parties de l'univers. Les cieux, la terre, les astres, les plantes, les animaux, nos corps, nos esprits: tout marque un ordre, une mesure précise, un art, une sagesse, un esprit supérieur à nous, qui est comme l'ame du monde entier, et qui mène tout à ses fins avec une force douce et insensible, mais toute-puissante. Nous avons vu, pour ainsi dire, l'architecture de l'univers, la juste proportion de toutes ses parties; et le simple coup d'œil nous a suffi par tout, pour trouver dans une fourmi, encore plus que dans le soleil, une sagesse et une puissance qui se plaît à éclater en façonnant ses plus vils ouvrages.

Voilà ce qui ſe préſente d'abord ſans diſcuſſion aux hommes les plus ignorans. Que ſerait-ce ſi nous entrions dans les ſecrets de la phyſique, et ſi nous faiſions la diſſection des parties internes des animaux, pour y trouver la plus parfaite méchanique?

LXXI.

Objection des Epicuriens qui attribuent tout au hazard.

J'entends certains philoſophes qui me répondent que tout ce diſcours ſur l'art qui éclate dans toute la nature, n'eſt qu'un ſophiſme perpétuel. Toute la nature, diront-ils, eſt à l'uſage de l'homme, il eſt vrai: mais vous en concluez mal à propos qu'elle a été faite avec art pour l'uſage de l'homme. C'eſt être ingénieux à ſe tromper ſoi-même, pour trouver ce qu'on cherche, et qui ne fut jamais. Il eſt vrai, continueront-ils, que l'induſtrie de l'homme ſe ſert d'une infinité de choſes que la nature lui fournit, et qui lui ſont commodes: mais la nature n'a point fait exprès ces choſes pour ſa commodité. Par exemple, des villageois grimpent tous les jours, par certaines pointes de rochers, au ſommet d'une

montagne, il ne s'enſuit pas néanmoins que ces pointes de rochers aient été taillées avec art comme un eſcalier pour la commodité des hommes.

Tout de même, quand on eſt à la campagne pendant un orage, et qu'on rencontre une caverne, on s'en ſert comme d'une maiſon, pour ſe mettre à couvert. Il n'eſt pourtant pas vrai que cette caverne ait été faite exprès pour ſervir de maiſon aux hommes. Il en eſt de même du monde entier. Il a été formé par le hazard, et ſans deſſein : mais les hommes le trouvant tel qu'il eſt, ont eu l'invention de le tourner à leurs uſages. Ainſi l'art que vous voulez admirer dans l'ouvrage et dans ſon ouvrier, n'eſt que dans les hommes, qui ſavent après coup ſe ſervir de tout ce qui les environne. Voilà ſans doute la plus forte objection que ces philoſophes puiſſent faire; et je crois qu'ils ne peuvent point ſe plaindre que je l'aie affaiblie. Mais nous allons voir combien elle eſt faible en elle-même, quand on l'examine de près. La ſimple répétition de ce que j'ai déja dit ſuffira pour le démontrer.

LXXII.

Réponse à l'objection des Epicuriens qui attribuent tout au hazard.

Que dirait-on d'un homme qui se piquerait d'une philosophie subtile, et qui entrant dans une maison, soûtiendrait qu'elle a été faite par le hazard, et que l'industrie n'y a rien mis pour en rendre l'usage commode aux hommes, à cause qu'il y a des cavernes qui ressemblent en quelque chose à cette maison, et que l'art des hommes n'a jamais creusé? On montrerait à celui qui raisonnerait de [illegible] Voyez-vous, lui dirait-on, cette grande porte de la cour? Elle est plus grande que toutes les autres, afin que les carosses y puissent entrer. Cette cour est assez spatieuse pour y faire tourner les carosses avant qu'ils sortent. Cet escalier est composé de marches basses, afin qu'on puisse monter sans effort. Il tourne suivant les apartemens et les étages pour lesquels il doit servir. Les fenêtres ouvertes de distance en distance, éclairent tout le bâtiment. Elles sont vitrées, de peur que le vent n'entre avec la lumière. On peut les ouvrir quand on veut, pour respirer un air

doux dans la belle ſaiſon. Le toit eſt fait pour défendre tout le bâtiment des injures de l'air. La charpente eſt en pointe, afin que la pluie et la neige s'y écoulent facilement des deux côtés. Les tuiles portent les unes ſur les autres, pour mettre à couvert le bois de la charpente. Les divers planchers des étages ſervent à multiplier les logemens dans un petit eſpace, en les faiſant les uns au deſſus des autres. Les cheminées ſont faites pour allumer du feu en hiver, ſans brûler la maiſon, et pour faire exhaler la fumée, ſans la laiſſer ſentir à ceux qui ſe chauffent. Les apartemens ſont diſtribués de manière qu'ils ne ſont point engagés les uns dans les autres; que toute une famille nombreuſe y peut loger, ſans que les uns aient beſoin de paſſer par les chambres des autres; et que le logement du maître eſt le principal. On y voit des cuiſines, des offices, des écuries, des remiſes de caroſſes. Les chambres ſont garnies de lits pour ſe coucher, de chaiſes pour s'aſſeoir, de tables pour écrire, et pour manger. Il faut, dirait-on à ce philoſophe, que cet ouvrage ait été conduit par quelque habile architecte: car tout y eſt agréable, riant, proportionné, commode. Il faut même qu'il ait eu ſous lui d'excellens ouvriers. Nullement,

répondrait ce philofophe: vous êtes ingénieux à vous tromper vous-mêmes. Il eft vrai que cette maifon eft riante, agréable, proportionnée, commode: mais elle s'eft faite d'elle-même avec toutes fes proportions. Le hazard en a affemblé les pierres avec ce bel ordre; il a élevé les murs, affemblé et pofé la charpente, percé les fenêtres, placé l'efcalier. Gardez-vous bien de croire qu'aucune main d'homme y ait eu aucune part. Les hommes ont feulement profité de cet ouvrage, quand ils l'ont trouvé fait. Ils s'imaginent qu'il eft fait pour eux, parce qu'ils y remarquent des chofes qu'ils favent tourner à leurs commodités: mais tout ce qu'ils attribuent au deffein d'un architecte imaginaire, n'eft que l'effet de leurs inventions après coup. Cette maifon fi réguliere et fi bien entendue, ne s'eft faite que comme une caverne; et les hommes la trouvant faite, s'en fervent comme ils fe ferviraient pendant un orage d'un antre qu'ils trouveraient fous un rocher, au milieu d'un défert.

Que penferait-on de ce bizarre philofophe, s'il s'obftinait à foûtenir férieufement que cette maifon ne montre aucun art? Quand on lit la fable *d'Amphion*, qui par un miracle de l'harmonie faifait élever avec ordre

et ſymmétrie les pierres les unes ſur les autres, pour former les murailles de *Thèbes*, on ſe joue de cette fiction poëtique: mais cette fiction n'eſt pas ſi incroyable, que celle que l'homme que nous ſuppoſons, oſerait défendre. Au moins pourrait-on s'imaginer que l'harmonie, qui conſiſte dans un mouvement local de certains corps, pourrait par quelques-unes de ces vertus ſecretes qu'on admire dans la nature ſans les entendre, ébranler les pierres avec un certain ordre, et une eſpèce de cadence, qui ferait quelque régularité dans l'édifice. Cette explication choque néanmoins, et révolte la raiſon: mais enfin, elle eſt encore moins extravagante, que celle que je viens de mettre dans la bouche d'un philoſophe. Qu'y a-t-il de plus abſurde, que de ſe repréſenter des pierres qui ſe taillent, qui ſortent de la carrière, qui montent les unes ſur les autres, ſans laiſſer de vuide; qui portent avec elles leur ciment pour leur liaiſon; qui s'arrangent pour diſtribuer les apartemens; qui reçoivent au deſſus d'elles le bois d'une charpente, avec les tuiles pour mettre l'ouvrage à couvert? Les enfans mêmes qui bégaient encore, riraient, ſi on leur propoſait ſérieuſement cette fable.

LXXIII.

Comparaiſon du monde, avec une maiſon régulière. Suite de la réponſe à l'objection des Epicuriens.

Mais pourquoi rira-t-on moins d'entendre dire que le monde s'eſt fait de lui-même, comme cette maiſon fabuleuſe? Il ne s'agit pas de comparer le monde à une caverne informe, qu'on ſuppoſe faite par le hazard: il s'agit de la comparer à une maiſon, où éclaterait la plus parfaite architecture. Le moindre animal eſt d'une ſtructure et d'un art infiniment plus admirable, que la plus belle de toutes les maiſons.

Un voyageur entrant dans le *Saïde*, qui eſt le païs de l'ancienne *Thèbes* à cent portes, et qui eſt maintenant déſert, y trouverait des colonnes, des pyramides, des obéliſques, des inſcriptions en caractères inconnus. Dirait-il auſſi-tôt: les hommes n'ont jamais habité ces lieux; aucune main d'homme n'a travaillé ici; c'eſt le hazard qui a formé ces colonnes, qui les a poſées ſur leurs piedeſtaux, et qui les a couronnées de leurs chapiteaux avec des proportions ſi juſtes; c'eſt le hazard qui a lié ſi ſolidement les morceaux dont ces pyramides

ſont compoſées; c'eſt le hazard qui a taillé ces obéliſques d'une ſeule pierre, et qui a gravé tous ces caractères? Ne dirait-il pas au contraire, avec toute la certitude dont l'eſprit des hommes eſt capable: ces magnifiques débris ſont les reſtes d'une majeſtueuſe achitecture, qui floriſſait dans l'ancienne Ægypte? Voilà ce que la ſimple raiſon fait dire au premier coup d'œil, et ſans avoir beſoin de raiſonner. Il en eſt de même du premier coup d'œil jetté ſur l'univers. On peut s'embrouiller ſoi-même après coup, par de vains raiſonnemens, pour obſcurcir ce qu'il y a de plus clair: mais le ſimple coup d'œil eſt déciſif. Un ouvrage tel que le monde, ne ſe fait jamais de lui-même. Les os, les tendons, les veines, les artères, les nerfs, les muſcles qui compoſent le corps de l'homme, ont plus d'art et de proportion, que toute l'architecture des anciens Grecs et Ægyptiens. L'œil du moindre animal ſurpaſſe la méchanique de tous les artiſans enſemble. Si on trouvait une montre dans les ſables d'Afrique, on n'oſerait dire ſérieuſement que le hazard l'aurait formée dans ces lieux déſerts: et on n'a point de honte de dire que les corps des animaux, à l'art deſquels nulle montre ne peut jamais être comparée ſont des caprices du hazard.

LXXIV.

Autre objection des Epicuriens, tiré du mouvement éternel des atomes.

Je n'ignore pas un raisonnement que les Epicuriens peuvent faire. Les atomes, diront-ils, ont un mouvement éternel; leur concours fortuit doit avoir déja épuisé, dans cette éternité, des combinaisons infinies. Qui dit l'infini, dit quelque chose qui comprend tout sans exception. Parmi ces combinaisons infinies des atomes qui sont déja arrivées sucessivement, il faut nécessairement qu'on y trouve toutes celles qui sont possibles. S'il y en avait une seule de possible, au-delà de celles qui sont contenues dans cet infini, il ne serait plus un infini véritable: parce qu'on pourrait y ajoûter quelque chose; et que ce qui peut être augmenté, ayant une borne par le côté susceptible d'accraissement, n'est point véritablement infini. Il faut donc que la combinaison des atomes, qui fait le système présent du monde, soit une des combinaisons que les atomes ont eu successivement. Ce principe étant posé, faut-il s'étonner que le monde soit tel qu'il est? Il a du prendre cette forme précise un peu plûtôt, ou un peu

plus tard. il falait bien qu'il parvint, dans quelques-uns de ces changemens infinis, à cette combinaiſon, qui le rend aujourd'hui ſi régulier, puiſqu'il doit avoir déja eu tour à tour toutes les combinaiſons concevables. Dans le total de l'éternité ſont renfermés tous les ſyſtèmes. Il n'y en a aucun, que le concours des atomes ne forme, et n'embraſſe tôt ou tard. Dans cette varieté infinie de nouveaux ſpectacles de la nature, celui-ci a été formé en ſon rang. Il a trouvé place à ſon tour. Nous nous trouvons actuellement dans ce ſyſtème. Le concours des atomes qui l'a fait, le déſera enſuite, pour en faire d'autres à l'infini, de toutes les eſpèces poſſibles. Ce ſyſtème ne pouvait manquer de trouver ſa place, puiſque tous, ſans exception, doivent recouvrer la leur, chacun à ſon tour. C'eſt envain qu'on cherche un art chimérique dans un ouvrage que le hazard a du faire tel qu'il eſt.

Un exemple achevera d'éclaircir ceci. Je ſuppoſe un nombre infini de combinaiſons des lettres de l'alphabet, formées ſucceſſivement par le hazard. Toutes les combinaiſons poſſibles ſont ſans doute renfermées dans ce total, qui eſt véritablement infini. Or eſt-il que l'Iliade *d'Homère* n'eſt qu'une combinaiſon de lettres. L'Iliade *d'Homère* eſt donc ren-

fermée dans ce recueil infini de combinaifons des caractères de l'alphabet. Ce fait étant fuppofé, un homme qui voudra trouver de l'art dans l'Iliade, raifonnera très mal. Il aura beau admirer l'harmonie des vers, la jufteffe et la magnificence des expreffions, la naïveté des peintures, la proportion des parties du poëme, fon unité parfaite, et fa conduite inimitable. Envain il fe recriera que le hazard ne peut jamais faire rien de fi parfait, et que le dernier effort de l'art humain peut à peine achever un fi bel ouvrage. Tout ce raifonnement fi fpécieux portéra vifiblement à faux. Il fera certain que le hazard, ou concours fortuit des caractères, les affemblant tour à tour avec une variété infinie, il a falu que la combinaifon précife qui fait l'Iliade, vint à fon tour un peu plûtôt, ou un peu plus tard. Elle eft enfin venue; et l'Iliade entière fe trouve parfaite, fans que l'art d'un homme s'en foit mêlé. Voilà l'objection rapportée de bonne-foi, fans l'affaiblir en rien. Je demande au lecteur une attention fuivie, pour les réponfes que j'y vais faire.

LXXV.

Réponses à l'objection des Epicuriens, tirée du mouvement éternel des atomes.

Rien n'eſt plus abſurde que de parler de combinaiſons ſucceſſives des atomes, qui ſoient infinies en nombre. L'infini ne peut jamais être ſucceſſif, ni diviſible. Donnez-moi un nombre, que vous prétendrez être infini: je pourrai toûjours faire deux choſes, qui démontreront que ce n'eſt pas un infini véritable. 1. J'en puis retrancher une unité. Alors il deviendra moindre qu'il n'était, et ſera certainement fini: car tout ce qui eſt moindre que l'infini, a une borne par l'endroit où l'on s'arrête, et où l'on pourrait aller au delà. Or le nombre, qui eſt fini dès qu'on en retranche une ſeule unité, ne pouvait pas être infini avant ce retranchement. Une ſeule unité eſt certainement finie. Or un fini joint à un autre fini, ne ſaurait faire l'infini. Si une ſeule unité ajoûtée à un nombre fini, faiſait l'infini: il faudrait dire que le fini égalerait preſque l'infini; ce qui eſt le comble de l'abſurdité. 2. Je puis ajoûter une unité à ce nombre, et par conſéquent l'augmenter. Or ce qui peut être augmenté, n'eſt point

infini: car l'infini ne peut avoir aucune borne; et ce qui peut recevoir de l'augmentation, eſt borné par l'endroit où l'on s'arrête, pouvant aller plus loin, et y ajoûter quelque unité. Il eſt donc évident que nul compoſé diviſible, ne peut être l'infini véritable.

Ce fondement étant poſé, tout le roman de la philoſophie Epicurienne diſparaît en un moment. Il ne peut jamais y avoir aucun corps diviſible, qui ſoit véritablement infini en étendue, ni aucun nombre, ni aucune ſucceſſion que ſoit un infini véritable. De là il s'enſuit qu'il ne peut jamais y avoir un nombre ſucceſſif de combinaiſons d'atomes qui ſoit infini. Si cet infini chimérique était véritable: toutes les combinaiſons poſſibles et concevables d'atomes s'y rencontreraient, j'en conviens; par conſéquent il ſerait vrai qu'on y trouverait toutes les combinaiſons qui ſemblent demander la plus grande induſtrie; ainſi on pourrait attribuer au pur hazard, tout ce que l'art fait de plus merveilleux; ſi on voyait des palais d'une parfaite architecture, des meubles, des montres, des horloges, et toutes ſortes de machines les plus compoſées, dans une île déſerte, il ne ſerait plus permis de conclure qu'il y a eu des hommes dans cette île, et qu'ils ont fait tous ces beaux ouvrages; il

faudrait dire: peut-être qu'une des combinaisons infinies des atomes, que le hazard a faites successivement, a formé tous ces composés dans cette île déserte, sans que l'industrie d'aucun homme s'en soit mêlée; ce discours ne serait qu'une conséquence très-bien tirée du principe des Epicuriens. Mais l'absurdité de la conséquence, sert à faire sentir celle du principe qu'ils veulent poser. Quand les hommes, par la droiture naturelle de leur sens commun, concluent que ces sortes d'ouvrages ne peuvent venir du hazard: ils supposent visiblement, quoique d'une manière confuse, que les atomes ne sont point éternels, et qu'ils n'ont point eu dans leur concours fortuit une succession de combinaisons infinies. Car si on supposait ce principe, on ne pourrait plus distinguer jamais les ouvrages de l'art, d'avec ceux de ces combinaisons, qui seraient fortuites comme de coups de dez.

LXXVI.

Les Epicuriens confondent les ouvrages de l'art avec ceux de la nature.

Tous les hommes qui supposent naturellement une différence sensible entre les ouvra-

ges de l'art et ceux du hazard, ſuppoſent donc, ſans l'avoir approfondi, que les combinaiſons d'atomes n'ont point été infinies ; et leur ſuppoſition eſt juſte. Cette ſucceſſion infinie de combinaiſons d'atomes, eſt, comme je l'ai déja montré, une chimère plus abſurde, que toutes les abſurdités qu'on voudrait expliquer par ce faux principe. Aucun nombre, ni ſucceſſif, ni continu, ne peut être infini: d'où il s'enſuit que les atomes ne peuvent être infinis en nombre; que la ſucceſſion de leurs divers mouvemens, et de leurs combinaiſons, n'a pu être infinie; que le monde n'a pu être éternel; et qu'il faut trouver un commencement précis et fixe de ces combinaiſons ſucceſſives. Il faut trouver un premier individu dans les générations de chaque eſpèce. Il faut de même trouver la première forme qu'a eu chaque portion de matière, qui fait partie de l'univers. Et comme les changemens ſucceſſifs de cette matière, n'ont pu avoir qu'un nombre borné, il ne faut admettre dans ces différentes combinaiſons, que celles que le hazard produit d'ordinaire: à moins qu'on ne reconnaiſſe une ſageſſe ſupérieure, qui ait fait avec un art parfait les arrangemens que le hazard n'aurait ſu faire.

LXXVII.

Les Epicuriens ſuppoſent tout ce qu'il leur plaît, ſans preuves.

Les philoſophes Epicuriens ſont ſi faibles dans leur ſyſtème, qu'ils ne peuvent venir à bout de le former, qu'autant qu'on leur donne, ſans preuves, tout ce qu'ils demandent de plus fabuleux.. Ils ſuppoſent d'abord des atomes éternels: c'eſt ſuppoſer ce qui eſt en queſtion. Où prennent-ils que les atomes ont toûjours été et ſont par eux-mêmes? Etre par ſoi-même, c'eſt la ſuprème perfection. De quel droit ſuppoſent-ils ſans preuves que les atomes ont un être parfait, éternel, immuable dans leur propre fond? Trouvent-ils cette perfection dans l'idée qu'ils ont de chaque atome en particulier? Un atome n'étant pas l'autre, et étant abſolument diſtingué de lui, il faudrait que chacun d'eux portât en ſoi l'éternité, et l'indépendance à l'égard de tout autre être. Encore une fois, eſt-ce dans l'idée qu'ils ont de chaque atome, que ces philoſophes trouvent cette perfection? Mais donnons-leur là-deſſus tout ce qu'ils demanderont, et ce qu'ils ne devraient pas même oſer demander. Suppoſons donc que les ato-

mes sont éternels, existans par eux-mêmes, indépendans de tout autre être, et par conséquent entièrement parfaits.

LXXVIII.

Les suppositions des Epicuriens sont fausses et chimèriques.

Faudra-t-il supposer encore qu'ils ont par eux-mêmes le mouvement? Le supposera-t-on à plaisir, pour réaliser un système plus chimérique que les contes des fées? Consultons l'idée que nous avons d'un corps. Nous le concevons parfaitement, sans supposer qu'il se meuve. Nous nous le représentons en repos, et l'idée n'en est pas moins claire en cet état; il n'en a pas moins ses parties, sa figure et ses dimensions. C'est en vain qu'on veut supposer que tous les corps sont sans cesse en quelque mouvement sensible, ou insensible; et que si quelques portions de la matière sont dans un moindre mouvement que les autres, du moins la masse universelle de la matière a toûjours dans sa totalité le même mouvement. Parler ainsi, c'est parler en l'air, et vouloir être crû sur tout ce qu'on s'imagine. Où prend-on que la masse de la

matière a toûjours dans sa totalité le même mouvement? Qui est-ce qui en a fait l'expérience? Ose-t-on appeller philosophie cette fiction téméraire, qui suppose ce qu'on ne peut jamais vérifier? N'y a-t-il qu'à supposer tout ce qu'on veut, pour éluder les vérités les plus simples, et les plus constantes? De quel droit suppose-t-on que tous les corps se meuvent sans cesse sensiblement ou insensiblement? Quand je vois une pierre qui paraît immobile, comment me prouvera-t-on qu'il n'y a aucun atome dans cette pierre, qui ne se meuve actuellement? Ne me donnera-t-on jamais pour preuves décisives, que des suppositions sans vrai-semblance?

LXXIX.

Il est faux que le mouvement soit essentiel aux corps.

Allons encore plus loin. Supposons par un excès de complaisance que tous les corps de la nature se meuvent actuellement. S'ensuit-il que le mouvement soit ensentiel à toute portion de matière? D'ailleurs, si tous les corps ne se meuvent pas également; si les uns se meuvent plus sensiblement, et plus for-

tement que les autres; ſi le même corps peut ſe mouvoir tantôt plus, et tantôt moins; ſi un corps qui ſe meut, communique ſon mouvement au corps voiſin qui était en repos, ou dans un mouvement tellement inférieur, qu'il était inſenſible: il faut avouer qu'une manière d'être, qui tantôt augmente, et tantôt diminue dans les corps, ne leur eſt pas eſſentielle. Ce qui eſt eſſentiel à un être, eſt toûjours le même en lui. Le mouvement qui varie dans les corps, et qui après avoir augmenté, ſe ralentit juſqu'à paraître abſolument anéanti; le mouvement qui ſe perd, qui ſe communique, qui paſſe d'un corps dans un autre comme une choſe étrangère, ne peut être de l'eſſence des corps. Je dois donc conclure que les corps ſont parfaits dans leur eſſence, ſans qu'on leur attribue aucun mouvement. S'ils ne l'ont point par leur eſſence, ils ne l'ont que par accident; s'ils ne l'ont que par accident, il faut remonter à la vraie cauſe de cet accident. Il faut, ou qu'ils ſe donnent eux-mêmes le mouvement, ou qu'ils le reçoivent de quelque autre être. Il eſt évident qu'ils ne ſe le donnent point eux-mêmes: nul être ne ſe peut donner ce qu'il n'a pas en ſoi. Nous voyons même qu'un corps qui eſt en repos, demeure toûjours immobile, ſi quelque autre corps voi-

ſin ne vient l'ébranler. Il eſt donc vrai que nul corps ne ſe meut par ſoi-même, et n'eſt mu que par quelque autre corps qui lui communique ſon mouvement. Mais d'où vient qu'un corps en peut mouvoir un autre? D'où vient qu'une boule, qu'on fait rouler ſur une table unie, ne peut en aller toucher une autre ſans la remuer? Pourquoi n'aurait-il pas pu ſe faire que le mouvement ne ſe communiquât jamais d'un corps à un autre? En ce cas une boule mue, s'arrêterait auprès d'une autre en la rencontrant, et ne l'ébranlerait jamais.

LXXX.

Les règles que les Epicuriens ſuppoſent du mouvement, ne le rendent pas pour cela eſſentiel aux corps.

On me répondra que les loix du mouvement entre les corps décident que l'un ébranle l'autre. Mais où ſont-elles écrites ces loix du mouvement? Qui eſt-ce qui les a faites, et qui les rend ſi inviolables? Elles ne ſont point de l'eſſence des corps. Car on peut concevoir les corps en repos; et on conçoit même des corps, dont les uns ne communiqueraient point leur mouvement aux autres,

ſi ces règles, dont la ſource eſt inconnue, ne les y aſſujettiſſaient. D'où vient cette police, pour ainſi dire, arbitraire pour le mouvement entre tous les corps? D'où viennent ces loix ſi ingénieuſes, ſi juſtes, ſi bien aſſorties les unes aux autres, et dont la moindre altération renverſerait tout à coup tout le bel ordre de l'univers? Un corps étant entièrement diſtingué de l'autre, il eſt par le fond de ſa nature abſolument indépendant de lui en tout: d'où il s'enſuit qu'il ne doit rien recevoir de lui, et qu'il ne doit être ſuſceptible d'aucune de ſes impreſſions. Les modifications d'un corps ne ſont point une raiſon pour modifier de même un autre corps, dont l'ètre eſt entièrement indépendant de l'être du premier. C'eſt envain qu'on allègue que les maſſes les plus ſolides et les plus peſantes, entraînent celles qui ſont les moins groſſes et les moins ſolides, et que ſuivant cette règle, une groſſe boule de plomb doit ébranler une groſſe boule d'ivoire. Nous ne parlons point du fait: nous en cherchons la cauſe. Le fait eſt conſtant: la cauſe en doit auſſi être certaine et préciſe. Cherchons-la ſans aucune prévention, et dans un plein doute ſur leur préjugé. D'où vient qu'un gros corps en entraîne un petit? La choſe pourrait ſe faire tout auſſi naturellement

d'une autre façon. Il pourrait tout auſſi-bien ſe faire que le corps le plus ſolide ne pût jamais ébranler aucun autre corps, c'eſt-à-dire que le mouvement fût incommunicable. Il n'y a que l'habitude qui nous aſſujettiſſe à ſuppoſer que la nature doit agir ainſi.

LXXXI.

Pour donner une raiſon préciſe du mouvement, il faut néceſſairement remonter à un premier moteur.

De plus, nous avons vu que la matière ne peut être ni infinie, ni éternelle. Il faut donc trouver un premier atome, par où le mouvement aura commencé dans un moment précis, et un premier concours des atomes, qui aura formé une premiere combinaiſon. Je demande quel moteur a mu ce premier atome, et a donné ce premier branle à la machine de l'univers. Il n'eſt pas permis d'éluder une queſtion ſi préciſe par un cercle ſans fin. Ce cercle dans un tout fini, doit avoir une fin certaine. Il faut trouver le premier atome ébranlé, et le premier moment de cette premiere motion, avec le premier moteur, dont la main a fait ce premier coup.

LXXXII.

Aucune loi du mouvement n'a ſon fondement dans l'eſſence du corps; et la plûpart de ces loix ne ſont qu'arbitraires.

Parmi les loix du mouvement il faut regarder comme arbitraires toutes celles dont on ne trouve pas la raiſon dans l'eſſence même des corps. Nous avons déja vu que nul mouvement n'eſt eſſentiel à aucun corps. Donc toutes ces loix, qu'on ſuppoſe comme éternelles et immuables, ſont au contraire arbitraires, accidentelles, et inſtituées ſans néceſſité. Car il n'y en a aucune dont on trouve la raiſon dans l'eſſence d'aucun corps.

S'il y avait quelque règle du mouvement qui fût eſſentielle aux corps, ce ſerait ſans doute celle qui fait que les maſſes moins grandes et moins ſolides, ſont mues par celles qui ont plus de grandeur et de ſolidité. Or nous avons vu que celle-là même n'a point de raiſon dans l'eſſence des corps. Il y en a une autre qui ſemblerait encore être très-naturelle, C'eſt celle que les corps ſe meuvent toûjours plûtôt en ligne directe, qu'en ligne détournée, à moins qu'ils ne ſoient contraints dans leur

mouvement par la rencontre d'autres corps. Mais cette règle même n'a aucun fondement réel dans l'essence de la matière. Le mouvement est tellement accidentel, et surajoûté à la nature des corps, que cette nature des corps ne nous montre point une règle primitive et immuable, suivant laquelle ils doivent se mouvoir, et encore moins se mouvoir suivant certaines règles. De même que les corps auraient pû ne se mouvoir jamais, ou ne se communiquer jamais de mouvement les uns aux autres: ils auraient pû aussi ne se mouvoir jamais qu'en ligne circulaire; et ce mouvement aurait été aussi naturel que le mouvement en ligne directe. Qui est-ce qui a choisi entre ces deux règles également possibles? Ce que l'essence des corps ne décide point, ne peut avoir été décidé que par celui qui a donné aux corps le mouvement qu'ils n'avoient point par leur essence. D'ailleurs, ce mouvement en ligne directe pourrait être de bas en haut, ou de haut en bas, du côté droit au côté gauche, ou du côté gauche au droit, ou en ligne diagonale. Qui est-ce qui a déterminé le sens dans lequel la ligne droite serait suivie?

LXXXIII.

Les Epicuriens ne ſauraint rien conclure de tout ce qu'ils ſuppoſent, quand on le leur accorderait.

Ne nous laſſons point de ſuivre les Epicuriens dans leurs ſuppoſitions les plus fabuleuſes. Pouſſons la fiction jusqu'au dernier excès de complaiſance. Mettons le mouvement dans l'eſſence des corps. Suppoſons à leur gré que le mouvement en ligne directe eſt encore de l'eſſence de tous les atomes. Donnons aux atomes une intelligence et une volonté, comme les poetes en ont donné aux rochers et aux fleuves. Accordons-leur le choix du ſens dans lequel ils commenceront leur ligne droite. Quel fruit tireront ces philoſophes de tout ce que je leur aurai donné contre toute évidence? Il faudrait 1. que tous les atomes ſe mûſſent de toute érernité; 2. qu'ils ſe mûſſent tous également; 3. qu'ils ſe mûſſent tous en ligne droite; 4. qu'ils le fiſſent par une règle immuable et eſſentielle.

Je veux bien encore par grace ſuppoſer que ces atomes ſont de figures différentes: car je laiſſe ſuppoſer à nos adverſaires tout ce qu'ils feraient obligé de prouver, et ſurquoi

ils n'ont pas même l'ombre d'une preuve. On ne saurait trop donner à des gens qui ne peuvent jamais rien conclure de tout ce qu'on leur donnera. Plus on leur passe d'absurdités: plus ils sont pris par leurs propres principes.

LXXXIV.

Les atomes ne sauraient faire aucune composition avec le mouvement que leur donnent les Epicuriens.

Ces atomes de tant de bizarres figures, les uns ronds, les autres crochus, les autres en triangle, etc. sont obligés par leur essence d'aller toûjours tout droit, sans pouvoir jamais fléchir ni à droite, ni à gauche. Ils ne peuvent donc jamais s'accrocher, ni faire ensemble aucune composition. Mettez tant qu'il vous plaira les crochets les plus aiguisés auprès d'autres crochets semblables: si chacun d'eux ne se meut jamais qu'en ligne véritablement directe, ils se mouvront éternellement tout auprès les uns des autres, sur des lignes parallèles, sans pouvoir se joindre et s'accrocher. Les deux lignes droites qu'on suppose parallèles, quoi qu'immediatement voisines, ne

ſe couperont jamais, quand même on les pouſſerait à l'infini. Ainſi pendant toute l'éternité il ne peut réſulter aucun accrochement, ni par conſéquent aucune compoſition de ce mouvement des atomes en ligne directe.

LXXXV.

Le clinamen *ou inflexion des atomes, eſt une chimère qui jette les Epicuriens dans une groſſière contradiction.*

Les Epicuriens ne pouvant fermer les yeux à l'évidence de cet inconvénient, qui ſappe le fondement de tout leur ſyſtème, ont encore inventé, comme une dernière reſſource, ce que *Lucrèce* *) nomme *clinamen*. C'eſt un mouvement qui décline un peu de la ligne droite, et qui donne moyen aux atomes de ſe rencontrer. Ainſi ils les tournent ſuivant leur imagination comme il leur plaît, pour parvenir à quelque but. Mais où prennent-ils cette petite inflexion des atomes, qui vient ſi à propos pour ſauver leur ſyſtème? Si la ligne droite pour le mouvement eſt eſſentielle aux corps: rien ne peut les fléchir, ni par conſé-

*) Ein lateiniſcher Dichter, der nach Epikurs Grundsätzen die *Natur der Dinge* beſungen hat.

quent les joindre pendant toute l'éternité; le *clinamen* viole l'essence de la matière; et ces philosophes se contredisent sans pudeur. Si au contraire la ligne droite pour le mouvement n'est pas essentielle à tous les corps: pourquoi nous allegue-t-on d'un ton si affirmatif des loix éternelles, nècessaires et immuables pour le mouvement des atomes; sans recourir à un premier moteur? et pourquoi élève-t-on tout un système de philosophie sur le fondement d'une fable ridicule? Sans le *clinamen* la ligne droite ne peut jamais rien faire, et le système tombe par terre. Avec le *clinamen*, inventé comme les fables des poetes, la ligne droite est violée, et le système se tourne en dérision.

L'un et l'autre, c'est-à-dire la ligne droite et le *clinamen*, sont des suppositions en l'air, et de purs songes. Mais ces deux songes s'entredétruisent; et voilà à quoi aboutit la licence effrénée que les esprits se donnent de supposer comme vérité éternelle, tout ce que leur imagination leur fournit pour autoriser une fable, pendant qu'ils réfusent de reconnaître l'art avec lequel toutes les parties de l'univers ont été formées, et mises en leurs places.

LXXXVI.

Etrange abſurdité des Epicuriens, qui veulent expliquer l'ame par la déclinaiſon des atomes.

Pour dernier prodige d'étonnement il fallait que les Epicuriens oſaſſent expliquer encore par le *clinamen*, qui eſt lui-même ſi inexplicable, ce que nous appellons l'ame de l'homme, et ſon libre arbitre. Ils ſont donc réduits à dire que c'eſt dans ce mouvement, où les atomes ſont dans une eſpèce d'équilibre entre la ligne un peu courbée, que conſiſte la volonté humaine.

Etrange philoſophie! Les atomes, s'ils ne vont qu'en ligne droite, ſont inanimés, incapables de tout degré de connaiſſance et de volonté: mais les mêmes atomes, s'ils ajoûtent à la ligne droite un peu de déclinaiſon, devinnent tout à coup animés, penſans et raiſonnables. Ils ſont eux-mêmes des ames intelligentes, qui ſe connaiſſent, qui réfléchiſſent, qui délibèrent, et qui ſont libres dans ce qu'elles font. Quelle métamorphoſe plus abſurde! Que dirait-on de la religion, ſi elle avait beſoin, pour être prouvée, de principes

auſſi puérils que ceux de la philoſophie qui oſe la combattre ſérieuſement?

LXXXVII.

Les Epicuriens s'aveuglent eux-mêmes en voulant expliquer la liberté de l'homme par la déclinaiſon des atomes.

Mais remarquons à quel point ces philoſophes s'impoſent à eux-mêmes. Qu'eſt ce qu'ils peuvent trouver dans le *clinamen* qui explique avec quelque couleur la liberté de l'homme! Cette liberté n'eſt point imaginaire; et il faudrait douter de tout ce qui nous eſt le plus intime, et le plus certain, pour douter de notre libre arbitre. Je ſens que je ſuis libre de demeurer aſſis, quand je me lève pour marcher. Je le ſens avec une ſi pleine certitude, qu'il n'eſt pas en mon pouvoir d'en douter jamais ſérieuſement; et que je me démentirais moi-même, ſi j'oſais dire le contraire. Peut-on pouſſer plus loin l'évidence de la preuve de la religion? Il faut douter de notre liberté même, pour pouvoir douter de la divinité.. D'où je conclus qu'on ne ſaurait douter de la divinité ſérieuſement: car perſonne ne peut entrer en un doute ſérieux

ſur ſa propre liberté. Si au contraire on avoue de bonne foi que les hommes ſont véritablement libres, rien n'eſt plus facile que de montrer que la liberté de la volonté ne peut conſiſter en aucune combinaiſon des atomes, ſuppoſé qu'il n'y ait aucun premier moteur, qui ait donné à la matière des loix arbitraires pour ſon mouvement. Il faut que le mouvement ſoit eſſentiel aux corps, et que toutes les loix du mouvement ſoient auſſi néceſſaires que les eſſences des natures le ſont. Tous les mouvemens des corps doivent donc, ſuivant ce ſyſtème, ſe faire par des loix conſtantes, néceſſaires et immuables. La ligne droite doit donc être eſſentielle à tous les atomes qui ne ſont pas détournés par d'autres atomes. La ligne droite doit être eſſentielle, ou de bas en haut, ou de haut en bas, ou de droite à gauche, ou de gauche à droite, ou de quelque ſens de diagonale qui ſoit précis et immuable. D'ailleurs, il eſt évident que nul atome ne peut être détourné par un autre. Car cet autre atome porte auſſi dans ſon eſſence la même détermination invincible et éternelle à ſuivre la ligne directe dans le même ſens. D'où il s'enſuit que tous les atomes d'abord poſés ſur différentes lignes, doivent parcourir à l'infini ces mêmes lignes pa-

rallèles, fans s'approcher jamais ; et que ceux qui font dans la même ligne doivent fe fuivre les uns les autres à l'infini, fans pouvoir s'attraper. Le *clinamen*, comme nous l'avons déja dit, eft manifeftement impoffible. Mais fuppofant contre la vérité évidente qu'il foit poffible : il faudrait alors dire que le *clinamen* n'eft pas moins néceffaire, immuable et effentiel aux atomes que la ligne droite. Dirat-on qu'une loi effentielle et immuable du mouvement local des atomes explique la véritable liberté de l'home ? Ne voit-on pas que le *clinamen* ne peut pas mieux l'expliquer, que la ligne direćte même ? Le *clinamen*, s'il était vrai, ferait auffi néceffaire que la ligne perpendiculaire, par laquelle une pierre tombe du haut d'une tour dans la rue. Cette pierre eft-elle libre dans fa chute ? La volonté de l'homme, felon le principe du *clinamen*, ne l'eft pas davantage. Eft-ce ainfi que l'homme ofe démentir fon propre cœur fur fon libre arbitre, de peur de reconnaître fon Dieu ? D'un côté dire que la liberté de l'homme eft imaginaire, c'eft étoufer la voix et le fentiment de toute la nature ; c'eft fe démentir fans pudeur ; c'eft nier ce qu'on porte de plus certain au fond de foi-même ; c'eft vouloir réduire un homme à croire qu'il ne peut jamais choifir entre

les deux partis sur lesquels il délibère de bonne foi en toute occasion. Rien n'est plus glorieux à la religion, que de voir qu'il faille tomber dans des excès si monstrueux, dès qu'on veut révoquer en doute ce qu'elle enseigne. D'un autre côté, avouer que l'homme est véritablement libre, c'est reconnaître en lui un principe qui ne peut jamais être expliqué sérieusement par les combinaisons d'atomes, et par les loix du mouvement local, qu'on doit supposer toutes également nécessaires, et essentielles à la matière, dès qu'on nie le premier moteur. Il faut donc sortir de toute l'enceinte de la matière, et chercher loin des atomes combinés quelque principe incorporel, pour expliquer le libre arbitre, dès qu'on l'admet de bonne foi. Tout ce qui est matière et atome, ne se meut que par des loix nécessaires, immuables et invincibles. La liberté ne peut donc se trouver, ni dans les corps, ni dans aucun mouvement local. Il faut donc la chercher dans quelque être incorporel. Cet être incorporel, qui doit se trouver en moi uni à mon corps, quelle main l'a attaché et assujetti aux organes de cette machine corporelle? Où est l'ouvrier qui lie des natures si différentes? Ne faut-il pas une puissance supérieure aux corps et aux esprits, pour les

tenir dans cette union avec un empire ſi abſolu? Deux atomes crochus, dit un Epicurien, s'accrochent enſemble. Tout cela eſt faux ſelon ſon ſyſtème: car j'ai prouvé que ces deux atomes crochus ne s'accrochent jamais, faute de ſe rencontrer. Mais enfin après avoir ſuppoſé que deux atomes crochus s'uniſſent en s'accrochant, il faudra que l'Epicurien avoue que l'être penſant, qui eſt libre dans ſes opérations, et qui par conſéquent n'eſt point un amas d'atomes, toûjours mûs par de loix néceſſaires, eſt incorporel, et qu'il n'a pû s'accrocher par ſa figure au corps qu'il anime. Ainſi l'Epicurien, de quelque côté qu'il ſe tourne, renverſe de ſe propres mains ſon ſyſtème. Mais gardons-nous bien de vouloir confondre les hommes qui ſe trompent, puiſque nous ſommes hommes comme eux, et auſſi capables de nous tromper. Plaignons-les; ne ſongeons qu'à les éclairer avec patience, qu'à les édifier, qu'à prier pour eux, et qu'à conclure en faveur d'une vérité évidente.

LXXXVIII.

Il faut néceſſairement reconnaître la main d'une première cauſe dans l'univers, ſans s'arrêter à rechercher pourquoi cette première cauſe y a laiſſé des défauts.

Tout porte donc la marque divine dans l'univers; les cieux, la terre, les plantes, les animaux, et les hommes plus que tout le reſte. Tout nous montre un deſſein ſuivi, un enchaînement de cauſes ſubalternes conduites avec ordre par une cauſe ſupérieure.

Il n'eſt point queſtion de critiquer ce grand ouvrage. Les défauts qu'on y trouve, viennent de la volonté libre et déreglée de l'homme, qui les produit par ſon dérèglement: ou de celle de Dieu, toûjours ſainte et toûjours juſte, qui veut tantôt punir les hommes infidèles, et tantôt exercer par les méchans les bons qu'il veut perfectionner. Souvent même ce qui paraît défaut à notre eſprit borné, dans un endroit ſéparé de l'ouvrage, eſt un ornement par rapport au deſſein général, que nous ne ſommes pas capables de regarder avec des vues aſſez étendues et aſſez ſimples, pour connaitre la perfection du tout. N'arrive-t-il

pas tous les jours qu'on blâme témérairement certains morceaux des ouvrages des hommes, faute d'avoir assez pénétré toute l'étendue de leurs desseins? C'est ce qu'on éprouve tous les jours pour les ouvrages des peintres et des architectes. Si des caractères d'écriture étaient d'une grandeur immense, chaque caractère regardé de près occuperait toute la vue d'un homme: il ne pourrait en appercevoir qu'un seul à la fois, et il ne pourrait lire, c'est-à-dire assembler les lettres, et découvrir le sens de tous ces caractères rassemblés. Il en est de même des grands traits que la providence forme dans la conduite du monde entier pendant la longue suite des siècles. Il n'y a que le tout qui soit intelligible, et le tout est trop vaste pour être pu de près. Chaque évènement est comme un caractère particulier qui est trop grand pour la petitesse de nos organes, et qui ne signifie rien s'il est séparé des autres. Quand nous verrons en Dieu à la fin des siècles, dans son vrai point de vue, le total des évènemens du genre humain, depuis le premier jusqu'au dernier jour de l'univers, et leurs proportions par rapport aux desseins de Dieu, nous nous écrierons: Seigneur, il n'y a que vous de juste et de sage. On ne juge des ouvrages des hommes qu'en exami-

nant le total. Chaque partie ne doit point avoir toute perfection : mais ſeulement celle qui lui convient dans l'ordre, et dans la proportion des différentes parties qui compoſent le tout. Dans un corps humain il ne faut pas que tous les membres ſoient des yeux : il faut auſſi des pieds et des mains. Dans l'univers il faut un ſoleil pour le jour : mais il faut auſſi une lune pour la nuit. C'eſt ainſi qu'il faut juger de chaque partie par rapport au tout. Toute autre vue eſt courte et trompeuſe. Mais qu'eſt-ce que les faibles deſſeins des hommes, ſi on les compare avec celui de la création et du gouvernement de l'univers? Autant que le ciel eſt élevé au deſſus de la terre : autant, dit Dieu dans les ecritures, mes voies et mes penſées ſont-elles élevées au deſſus des vôtres. Que l'homme admire donc ce qu'il entend, et qu'il ſe taiſe ſur ce qu'il n'entend pas. Mais après tout, les vrais défauts même de cet ouvrage, ne ſont que des imperfections que Dieu y a laiſſées, pour nous avertir qu'il l'avait tiré du néant. Il n'y a rien dans l'univers qui ne porte et qui ne doive porter également ces deux caractères ſi oppoſés; d'un côté le ſceau de l'ouvrier ſur ſon ouvrage, de l'autre côté la marque du néant d'où il eſt tiré, et où il peut retomber

à toute heure. C'eſt un mélange incompréhenſible de baſſeſſe et de grandeur; de fragilité dans la matière, et d'art dans la façon. La main de Dieu éclate par tout, juſques dans un ver de terre. Le néant ſe fait ſentir par tout, juſques dans les plus vaſtes et les plus ſublimes génies. Tout ce qui n'eſt point Dieu, ne peut avoir qu'une perfection bornée, et ce qui n'a qu'une perfection bornée, demeure toûjours imparfait, par l'endroit où la borne ſe fait ſentir, et avertit que l'on y pourrait encore beaucoup ajoûter. La créature ſerait le créateur même, s'il ne lui manquait rien: car elle aurait la plénitude de la perfection, qui eſt la divinité même. Dès qu'elle ne peut être infinie, il faut qu'elle ſoit bornée en perfection, c'eſt-à-dire imparfaite par quelque côté. Elle peut avoir plus ou moins d'imperfection: mais enfin il faut toûjours qu'elle ſoit imparfaite. Il faut qu'on puiſſe toûjours marquer l'endroit précis où elle manque; et que la critique puiſſe dire: voilà ce qu'elle pouvait encore avoir, et ce qu'elle n'a pas.

LXXXIX.

Comparaifon des défauts d'un tableau, avec les défauts de l'univers.

Concluons-nous qu'un ouvrage de peinture eft fait par le hazard, quand on y remarque des ombres, ou même quelque négligence de pinceau? Le peintre, dit-on, aurait pu finir davantage ces carnations, ces draperies, ces lointains. Il eft vrai que ce tableau n'eft point parfait felon les règles. Mais quelle folie ferait-ce de dire: ce tableau n'eft point abfolument parfait; donc ce n'eft qu'un amas de couleurs formé par le hazard, et la main d'aucun peintre n'y a travaillé? Ce qu'on rougirait de dire d'un tableau mal fait, et prefque fans art: on n'a pas de honte de le dire de l'univers, où éclate une foule de merveilles incompréhenfibles, avec tant d'ordre et de proportion. Qu'on étudie le monde tant qu'on voudra; qu'on defcende au dernier détail; qu'on faffe l'anatomie du plus vil animal; qu'on regarde de près le moindre grain de blé fémé dans la terre, et la manière dont ce germe fe multiplie; qu'on obferve attentivement les précautions avec lefquelles un bouton de rofe s'épanouit au foleil, et fe referme vers la nuit;

on y trouvera plus de deſſein, de conduite et d'induſtrie, que dans tous les ouvrages de l'art. Ce que l'on appelle même l'art des hommes, n'eſt qu'une faible imitation du grand art qu'on nomme les loix de la nature, et que les impies n'ont pas eu honte d'appeller le hazard aveugle. Faut-il donc s'étonner ſi les poetes ont animé tout l'univers, s'ils ont donné des aîles aux vents, et des flèches au ſoleil; s'ils ont peint les fleuves qui ſe hâtent de ſe précipiter dans la mer, et les arbres qui montent vers le ciel, pour vaincre les rayons du ſoleil par l'épaiſſeur de leurs ombrages? Ces figures ont paſſé même dans le langage vulgaire. Tant il eſt naturel aux hommes de ſentir l'art dont toute la nature eſt pleine. La poeſie n'a fait qu'attribuer aux créatures inanimées le deſſein du créateur, qui fait tout en elles. Du langage figuré des poetes ces idées ont paſſé dans la théologie des payens, dont les théologiens furent les poetes. Ils ont ſuppoſé un art, une puiſſance, une ſageſſe, qu'ils ont nommé *numen*, dans les créatures mêmes les plus privées d'intelligence. Chez eux les fleuves ont été des dieux, et les fontaines des Nayades. Les bois, les montagnes ont eu leurs divinités particulières. Les fleurs ont eu *Flore*, et les fruits *Pomone*. Plus on

contemple ſans prévention toute la nature: plus on y découve partout un fond inépuiſable de ſageſſe, qui eſt comme l'ame de l'univers.

XC.

Il faut néceſſairement conclure qu'il y a un premier être qui a formé l'univers.

Que s'enſuit-il de là? La concluſion vient d'elle-même. S'il faut tant de ſageſſe et de pénétration, dit *Minutius Felix* *), même pour remarquer l'ordre, et le deſſein merveilleux de la ſtructure du monde: combien à plus forte raiſon en a-t-il falu pour le former? Si on admire tant les philoſophes, parcequ'ils découvrent une petite partie des ſecrets de cette ſageſſe qui a tout fait: il faut être bien aveugle, pour ne pas l'admirer elle-même.

*) Ein lateiniſcher Schriftſteller aus den erſten Zeiten des Chriſtenthums, der zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion geſchrieben hat.

XCI.

Raiſons pour lesquelles les hommes ne reconnaiſſent pas Dieu dans l'univers, où il ſe préſente à eux comme dans un miroir fidèle.

Voilà le grand objet du monde entier, où Dieu, comme dans un miroir, ſe préſente au genre humain. Mais les uns (je parle des philoſophes) ſe ſont évanouis dans leurs penſées; tout s'eſt tourné par eux en vanité. A force de raiſonner ſubtilement, pluſieurs d'entre eux ont perdu même une vérité qu'on trouve naturellement et ſimplement en ſoi, ſans avoir beſoin de philoſophie.

Les autres enivrés par leurs paſſions, vivent toûjours diſtraits. Pour appercevoir Dieu dans ſes ouvrages, il faut au moins y être attentif. Les paſſions aveuglent à un tel point non ſeulement les peuples ſauvages, mais encore les nations qui ſemblent les mieux policées, qu'elles ne voient pas la lumière même qui les éclaire. A cet égard les Egyptiens, les Grecs et les Romains n'ont pas été moins aveuglés et moins abrutis, que les ſauvages les plus groſſiers. Ils ſe ſont enſevelis comme eux dans les choſes ſenſibles, ſans remonter

plus haut; et ils n'ont cultivé leur esprit, que pour se flater par de plus donces sensations, sans vouloir remarquer de quelle source elles venaient. Ainsi vivent les hommes sur la terre. Ne leur dites rien: ils ne pensent à rien, excepté à ce qui flate leurs passions grossières, ou leur vanité. Leurs ames s'appesantissent tellement, qu'ils ne peuvent plus s'élever à aucun objet incorporel. Tout ce qui n'est point palpable, et qui ne peut être ni vu, ni goûté, ni entendu, ni senti, ni compté, leur semble chimérique. Cette faiblesse de l'ame se tournant en incrédulité, leur paraît une force; et leur vanité s'applaudit de résistcr à ce qui frappe naturellement le reste des hommes. C'est comme si un monstre se glorifiait de n'être pas formé selon les règles communes de la nature; ou comme si un aveugle né triomphait de ce qu'il serait incrédule pour la lumière, et pour les couleurs, que le reste des hommes apperçoit.

XCII.

Prière à Dieu.

O mon Dieu! si tant d'hommes ne vous découvrent point dans ce beau spectacle, que

vous leur donnez de la nature entière: ce n'eſt pas que vous ſoyex loin de chacun de nous. Chacun de nous vous touche comme avec la main: mais les ſens, et les paſſions qu'ils excitent, emportent toute l'application de l'eſprit. Ainſi, Seigneur, votre lumière luit dans les ténèbres et les ténèbres ſontſi épaiſſes, qu'elles ne la comprennent pas. Vous vous montrez partout: et partout les hommes diſtraits négligent de vous appercevoir. Toute la nature parle de vous, et retentit de votre ſaint nom, mais elle parle à des ſourds, dont la ſurdité vient de ce qu'ils s'étourdiſſent toûjours eux-mêmes. Vous êtes auprès d'eux, et au dedans d'eux: mais ils ſont fugitifs, et errans hors d'eux-mêmes. Ils vous trouveraient, o douce lumière, o éternelle beauté, toujours ancienne, et toûjours nouvelle, o fontaine des chaſtes délices, o vie pure et bienheureuſe de tous ceux qui vivent véritablement, s'ils vous cherchaient au dedans d'eux-mêmes. Mais les impies ne vous perdent qu'en ſe perdant. Helas! vos dons, qui leur montrent la main d'où ils viennent, les amuſent juſqu'à les empêcher de la voir. Ils vivent de vous: et ils vivent ſans penſer à vous; ou plûtôt ils meurent auprès de la vie, faute de s'en nourrir. Car quelle mort n'eſt-ce point de vous igno-

rer? Ils s'endorment dans votre ſein tendre et paternel; et pleins des ſonges trompeurs qui les agitent pendant leur ſommeil, ils ne ſentent pas la main puiſſante qui les porte. Si vous étiez un corps ſtérile, impuiſſant et inanimé, tel qu'une fleur qui ſe flétrit, une rivière qui coule, une maiſon qui va tomber en ruïne, un tableau qui n'eſt qu'un amas de couleurs, pour frapper l'imitation, ou un métal inutile qui n'a qu'un peu d'éclat: ils vous appercevraient, et vous attribueraient follement la puiſſance de leur donner quelque plaiſir, quoiqu'en effet le plaiſir ne puiſſe venir des choſes inanimées, qui ne l'ont pas et que vous en ſoyez l'unique ſource. Si vous n'étiez donc qu'un être groſſier, fragile et inanimé, qu'une maſſe ſans vertu; qu'une ombre de l'étre: votre nature vaine occuperait leur vanité; vous ſeriez un objet proportionné à leurs penſées baſſes et brutales. Mais parcéque vous étes trop au dedans d'eux-mêmes, où ils ne rentrent jamais: vous leur étes un Dieu caché. Car ce fond intime d'eux-mêmes, eſt le lieu le plus éloigné de leur vue, dans l'égarement où ils ſont. L'ordre et la beauté que vous répandez ſur la face de vos créatures, ſont comme un voile qui vous dérobe à leurs yeux malades. Quoi donc, la

lumière qui devrait les éclairer, les aveugle; et les rayons du ſoleil même empêchent qu'ils ne l'apperçoivent! Enfin parceque vous étes une vérité trop haute et trop pure, pour paſſer par les ſens groſſiers, les hommes rendus ſemblables aux bêtes, ne peuvent vous concevoir: comme ſi l'homme ne connaiſſait pas tous les jours la ſageſſe et la vertu, dont aucun de ſes ſens néanmoins ne peut lui rendre témoignage; car elles n'ont ni ſon, ni couleur, ni odeur, ni goût, ni figure, ni aucune qualité ſenſible. Pourquoi donc, o mon Dieu, douter plûtôt de vous, que de ces autres choſes très-réelles, et très-manifeſtes, dont on ſuppoſe la vérité certaine, dans toutes les affaires les plus ſérieuſes de la vie, et leſquelles, auſſi-bien que vous, échappent à nos faibles ſens? O miſère! o nuit afreuſe, qui enveloppe les enfans *d'Adam!* o monſtrueuſe ſtupidité! o renverſement de tout l'homme! L'homme n'a des yeux que pour voir des ombres; et la vérité lui paraît un fantôme. Ce qui n'eſt rien, eſt tout pour lui: ce qui eſt tout, ne lui ſemble rien. Que vois-je dans toute la nature? Dieu! Dieu par tout, et encore Dieu ſeul. Quand je penſe, Seigneur, que tout l'être eſt en vous, vous épuiſez, et vous engloutiſſez, o abîme de vérité, toute ma penſée. Je ne ſai ce que je deviens. Tout ce qui n'eſt point vous, diſparaît; et à peine me reſte-t-il dequoi me trouver encore moi-mê-

me. Qui ne vous voit point, n'a rien vu; qui ne vous goûte point, n'a jamais rien ſenti. Il eſt comme s'il n'était pas. Sa vie entière n'eſt qu'un ſonge. Levez-vous, Seigneur, levez-vous. Qu'à votre face vos ennemis ſe fondent comme la cire, et s'epanouiſſent comme la fumée. Malheur à l'ame impie, qui loin de vous eſt ſans Dieu, ſans eſpérance, ſans éternelle conſolation! Déja hûreuſe celle qui vous cherche, qui ſoupire, et qui a ſoif de vous! Mais pleinement hûreuſe celle ſur qui réjaillit la lumière de votre face, dont votre main a eſſuyé les larmes, et dont votre amour a déja comblé les déſirs! Quand ſera-ce, Seigneur? O beau Jour ſans nuage et ſans fin, donc vous ſerez vous-même le ſoleil, et où vous coulerez au travers de mon cœur comme un torrent de volupté! A cette douce eſpérance mes os treſſaillent et s'écrient: qui eſt ſemblable à vous? Mon cœur ſe fond, et ma chair tombe en défaillance, o Dieu de mon cœur, et mon éternelle portion!

ABREGÉ

DES

VIES DES ANCIENS PHILOSOPHES.

Thalès.

Né la premiere année de la 35 *Olympiade* *) ; *mort à la* 57, *agé de* 92 *ans.*

Thalès Milesien, originaire de Phénicie, descendit de *Cadmus* **) fils *d'Agénor.* L'indignation que ses parens avaient contre les tirans qui opprimaient les gens de bien, les obligea à quitter leur païs; ils vinrent s'établir à Milet ville d'Jonie, où Thalès naquit. C'est lui qui a mérité le premier le glorieux titre de *sage*, et qui a été l'auteur de la phi-

*) Die olympischen Spiele wurden alle vier Jahre gefeiert. Der Zeitraum zwischen zwei solchen Festen hiefs eine Olympiade. Nach diesen Olympiaden zählten die Griechen ihre Jahre, und fingen von der ersten an, wie wir von Christi Geburt. Das erste Jahr der achten Olympiade ist das 776. Jahr vor Christi Geburt. Also ward Thales 640 vor Christi Geburt geboren.

**) Der 1455 Jahre vor Christi Geburt Theben in Böotien erbaute und die Schreibekunst aus Phönicien nach Griechenland brachte. Sein Vater *Agenor* war ein Phönicischer König.

losophie qu'on a appellée *Jonique*, du nom du païs où il avait pris naissance

Il passa quelque tems dans la magistrature; et après en avoir exercé avec éclat les principaux emplois, le désir de connaitre les secrets de la nature lui fit quitter l'embarras des affaires publiques. Il s'en alla en Egipte, où les sciences florissaient pour lors: il employa plusieurs années à converser avec les prêtres qui étaient les docteurs du païs; il s'instruisit des mysteres de leur religion et s'appliqua particulierement à la géométrie et à l'astronomie. Il ne s'attacha à aucun maître, et hors le commerce qu'il eut avec les prêtres Egiptiens pendant ce voyage, il ne dut qu'à ses expériences et à ses profondes méditations les belles connaissances dont il a enrichi la philosophie.

Thalès avait l'esprit élevé, parlait peu et réfléchissait beaucoup; il négligeait son interêt particulier et était fort zélé pour celui de la republique.

Juvenal *) parlant des gens qui croyaient que la vengeance était un bien plus désirable que la vie même, dit, que ces sentimens-là sont

*) Ein lateinischer Satirendichter, der im Jahr Christi 119 starb.

fort éloignez de ceux de *Chryſippe* *) et de la douceur de Thalès.

Quand Thalès fut de retour à Milet il vecut dans une grande ſolitude, et ne ſongea plus qu'à contempler les choſes céleſtes. L'amour de la ſageſſe lui fit préférer la douceur du célibat aux ſoins qui accompagnent le mariage. Il n'était encore agé que de vingt-trois ans lorſque Cleobuline ſa mere le preſſa d'accepter un parti avantageux qui ſe préſentait. Quand on eſt jeune, dit Thalès, il n'eſt pas tems de ſe marier; quand on eſt vieux, il eſt trop tard, et un homme entre ces deux ages ne doit pas avoir aſſez de loiſir pour ſe choiſir une femme.

Un jour des étrangers de *Milet* paſſant par l'île de *Cô* **), acheterent de quelques pêcheurs ce qu'ils allaient tirer du coup de filet qu'ils venaient de jetter dans la mer. Ces pêcheurs tirerent un trépied d'or maſſif qu'on dit *qu'Helene* ***) revenant de *Troye* avait jetté autrefois dans cet endroit à cauſe d'un ancien oracle dont elle s'etait ſouvenue. Cela

*) Ein berühmter ſtoiſcher Philoſoph.

**) *Cos*, unweit *Milet*, an der aſiatiſchen Küſte.

***) Die griechiſche Königin, um derentwillen der Trojaniſche Krieg geführt ward.

ſit d'abord de la conteſtation entre les pêcheurs et les étrangers, à qui aurait le trépied. Enſuite les villes s'y intereſſerent et prirent parti chacune pour ſes gens. On était prêt à paſſer à une guerre ouverte, lorſqu'on s'accorda de part et d'autre de s'en tenir aux déciſions de l'oracle. On envoya à *Delphes* *); l'oracle fit réponſe, qu'il fallait donner le trépied au premier des ſages. On alla auſſi-tôt le porter à *Thalès*, qui le renvoya à *Bias* **). Bias par modeſtie le remit à un autre, et cet autre à quelque autre qui le renvoya à *Solon* ***). Solon dit qu'il n'y avait rien de plus ſage qu'un dieu; il fit porter le trépied à Delphes, et le conſacra à *Apollon*.

Quelques jeunes gens de Milet reprocherent un jour à Thalès que ſa ſcience était fort ſtérile, puisqu'elle le laiſſait dans l'indigence. Thalès voulut leur faire connaître que ſi les ſages n'amaſſaient pas de grands biens, c'était par un pur mépris pour les richeſſes, et qu'il leur était facile d'acquérir les choſes dont ils ne faiſaient aucun cas.

*) Wo das berühmteſte Orakel in Griechenland war.

**) Der, wie Thales, unter die weiſeſten Männer damaliger Zeit, deren man ſieben zählte, gerechnet ward.

***) Auch einem von jenen ſieben Weiſen.

Il prévit, à ce qu'on dit, par ſes obſervations aſtronomiques que l'année ſerait très fertile. Il acheta avant la ſaiſon tous les fruits des oliviers qui étaient autour de Milet. La recolte fut fort abondante. Thalès en tira un profit conſidérable : mais comme il était tout-à-fait déſintereſſé, il fit aſſembler les marchands de Milet et leur diſtribua tout ce qu'il avait gagné.

Thalès avait accoutumé de remercier les dieux de trois choſes : d'être né raiſonnable plûtôt que bête ; homme plûtôt que femme ; grec plûtôt que barbare.

Il croyait que le monde avait été diſpoſé de la manière que nous le voyons par une intelligence qui n'avait point de commencement et qui n'aurait jamais de fin.

C'eſt le premier des grecs qui ait enſeigné que les ames étaient immortelles.

Un homme vint un jour lui demander, ſi nous pouvions cacher nos actions aux dieux. Nos penſées même les plus ſecretes, repondit-il, ne ſauraient jamais leur être inconnues.

Il diſait que la choſe du monde la plus grande était le lieu; parcequ'il renformait tous les êtres ; que la plus forte était la néceſſité, parce qu'elle venait à bout de tout ; que la plus promte était l'eſprit, puisqu'en un inſtant

il parcourait tout l'univers; que la plus ſage était le tems, puisqu'il découvrait les choſes les plus cachées; mais que la plus aimable était de faire ſa volonté.

Il répétait ſouvent que de parler beaucoup n'était pas une marque d'eſprit;

qu'on devait ſe ſouvenir également de ſes amis préſens ou abſens;

qu'il fallait aſſiſter ſon pere et ſa mere, pour mériter d'être aſſiſté de ſes enfans;

qu'il n'y avait rien de ſi rude que de voir vieillir un tiran;

que ce qui nous peut conſoler dans notre mauvaiſe fortune, c'eſt d'apprendre que ceux qui nous tourmentent, ſont auſſi malhûreux que nous;

qu'il ne fallait point faire ce qu'on reprenait dans les autres;

que le veritable bonheur conſiſtait à jouir d'une ſanté parfaite, à avoir un bien raiſonnable, et à ne pas paſſer ſa vie dans la moleſſe et dans l'ignoranse.

Il croyait qu'il n'y avait rien de ſi difficile que de ſe connaitre ſoi-même; c'eſt ce qni lui fit inventer cette belle maxime, qui fut depuis gravée ſur une lame d'or, et conſacrée dans le temple d'Apollon: *Connais-toi toi-même.*

Il tenait que la vie et la mort ne différaient en rien, et quand on lui demandait pourquoi il ne ſe faiſait pas mourir, c'eſt, répondoit-il, parce que vivre ou être mort étant la méme choſe, rien ne peut déterminer à prendre un parti plûtôt que l'autre.

Il ſe divertiſſait quelquefois à la poeſie. On dit que c'eſt lui qui a inventé la meſure des vers hexametres *).

Un homme juſtement accuſé d'adultere vint un jour lui demander s'il lui était permis de ſe juſtifier par ſerment. Thalès lui repondit en ſe moquant: Le parjure eſt-il un crime moins grand que l'adultere.

Mandrete de *Priene* **) qui avait été ſon disciple, le vint voir à Milet et lui dit: Quelle recompenſe voulez-vous que je vous donne, o Thalès, pour vous témoigner combien j'ai de reconnaiſſance de tous les beaux préceptes dont je vous ſuis redevable? Quand l'occaſion vous donnera lieu d'enſeigner les autres, répondit Thalès, faites leur connaître que c'eſt moi qui ſuis l'auteur de cette doctrine. Ce

*) In welcher Versart aber Homer ſchon vierhundert Jahr früher gedichtet hatte.

**) Eine Stadt in Jonien.

ſera pour vous modeſtie louable, et pour moi une récompenſe très précieuſe.

Thalès a été le premier de tous les Grecs qui ſe ſoit appliqué à la Phyſique et à l'Aſtronomie. Il croyait que l'eau était le premier principe de toutes choſes; que la terre n'était qu'une eau condenſée, l'air une eau rarefiée; que toutes choſes ſe changeaient perpetuellement les unes dans les autres; mais qu'en dernier lieu tout ſe réſolvait en eau; que l'univers était animé et rempli d'êtres inviſibles qui voltigeaient ſans ceſſe de coté et d'autre; que la terre était au milieu du monde; qu'elle ſe mouvait autour de ſon propre centre, qui était le même que celui de l'univers; et que les eaux de la mer ſurquoi elle était poſée, lui donnaient un certain branle qui était la cauſe de ſon mouvement.

Les effets merveilleux de l'aiman et de l'ambre, et la ſimpatie entre les choſes de même nature lui ont fait croire qu'il n'y avait rien dans le monde qui ne fut animé.

Il croyait que la cauſe de l'inondation du Nil venait de ce que les vents Eteſiens qui ſouflaient du ſeptentrion au midi, retardaient les eaux du fleuve qui coulent du midi vers le ſeptentrion, et les contraignaient à ſe déborder dans la campagne.

C'eſt lui qui a prédit le premier les éclipſes du ſoleil et de la lune, et qui a fait des obſervations ſur les différens mouvemens de ces deux aſtres. Il croyait que le ſoleil était un corps lumineux de lui-même, dont la maſſe etait cent vingt fois plus conſidérable que celle de la lune; que la lune était un corps opaque qui n'était capable de réfléchir la lumiere du ſoleil que par une ſeule moitié de ſa ſurface; que ſur cette ſuppoſition il rendait raiſon des différentes figures ſous leſquelles la lune nous parait.

C'eſt lui qui a recherché le premier l'origine des vents, la matière des foudres, la cauſe des éclairs et du tonnerre.

Perſonne avant lui n'avait connu la maniere de meſurer les hauteurs des tours et des piramides par leur ombre méridionale, lorsque le ſoleil eſt dans l'équinoxe.

Il fixa l'année à trois cent ſoixante cinq jours; il regla l'ordre des ſaiſons, et borna chaque mois à trente jours. A la fin de chaque douzaine de mois il ajoutait cinq jours pour achever le cours de l'année. C'était une methode qu'il avait priſe des Egiptiens.

C'eſt lui qui a donné la connaiſſance de la petite ourſe dont les Phéniciens ſe ſervaient pour regler leur navigation.

Un jour comme il ſortait de ſon logis pour aller contempler les aſtres, il ſe laiſſa tomber dans un foſſé. Une vieille ſervante de ſa maiſon courut auſſi-tôt à lui, et après l'avoir retiré lui dit en ſe moquant: Quoi, Thalès, vous croyez pouvoir découvrir ce qui ſe paſſe dans les cieux et vous ne voyez pas ſeulement ce qui eſt à vos piés.

Thalès fut pendant toute ſa vie dans une conſidération très diſtinguée; on le conſultait ſur les affaires les plus importantes. Créſus après avoir entrepris la guerre contre les Perſes, s'avança à la tète d'une groſſe armée juſques ſur les bords du fleuve Halis; il ſe trouvait fort embarraſſé pour paſſer; il n'avait ni pont, ni bateaux, et le fleuve n'était point guéable. Thalès qui ſe rencontra pour lors dans ſou camp, lui aſſura qu'il lui donnerait le moyen de faire traverſer ce fleuve à ſon armée ſans pont et ſans bateaux. Il fit auſſitôt travailler à un grand foſſé en forme de craiſſant, qui commençait à une extrémitez du camp et finiſſait à l'autre. Ce fleuve ſe diviſa par ce moyen en deux bras qui étaient gueables l'un et l'autre, et toute l'armée paſſa ſans difficulté. Thalès ne voulut jamais ſoufrir que dans cette occaſion les Mileſiens fiſſent alliance avec Créſus qui les recherchait avec

beaucoup d'empreſſement. Cette prudence fut cauſe de la conſervation de ſa patrie; car Cyrus victorieux des Lydiens, ſacagea toutes les villes qui étaient entrées en confèderation avec eux, et épargna ceux de Milet qui n'avaient point voulu prendre de parti contre lui.

Thalès étant fort vieux ſe fit porter un jour ſur une terraſſe, pour y voir à ſon aiſe les combats de l'amphithéatre. La chaleur exceſſive lui cauſa une altération ſi violente, qu'il mourut ſubitement dans le lieu même d'où il regardait les combats. C'était dans la 58 Olympiade et la 92 année de ſon age. Ceux de Milet lui firent de magnifiques funerailles.

Solon.

Naquit la troiſieme année de la 35 Olympiade; fut prêteur à Athènes la troiſieme année de la 45, et mourut au commencement de la 55 agé de 78 ans.

Solon originaire *d'Athènes*, naquit à *Salamine* en la 35 Olympiade. *Exceſtide* ſon pere deſcendait du roi *Codrus*, et ſa mere était couſine germaine de la mere de Piſiſtrate. Il employa une partie de ſa jeuneſſe à voyager en Egipte, qui était pour lors le théatre de tous

les gens ſavans. Après s'être inſtruit de la forme du gouvernement, et de tout ce qui regardait les loix et les coutumes du païs, il s'en revint à Athènes, où ſon rare mérite et ſa naiſſance diſtinguée lui firent obtenir les emplois les plus conſidérables.

Solon était un homme d'une grande ſageſſe, mêlé de beaucoup de vigueur, de fermeté et de ſincerité. Il était excellent orateur, poete, législateur et bon homme de guerre. Il fut pendant toute ſa vie fort zelé pour la liberté de ſa patrie, grand ennemi des tirans et peu empreſſé pour l'aggrandiſſement de ſa famille. Il ne s'attacha jamais à aucun maître, non plus que Thalès. Il négligea la connaiſſance des cauſes de la nature pour s'appliquer entièrement à la morale et à la politique. C'eſt lui qui eſt l'auteur de cette belle maxime: *Il faut garder la médiocrité en toutes choſes.*

Un jour Solon était à Milet où la grande réputation de Thalès l'avait obligé de faire un voyage. Après s'être entretenu quelque tems avec ce philoſophe, il lui dit: Je m'étonne, o Thalès, que vous n'ayez jamais voulu vous marier, vous auriez des infans que vous prendriez plaiſir à élever. Thalès ne répondit rien ſur le champ. Quelques jours après il apoſta un certain homme qui feignit d'être

étranger, et qui vint leur rendre visite. Cet homme dit qu'il arrivait d'Athènes tout nouvellement. Hé bien, lui dit Solon, qu'y a-t-il de nouveau? Rien que je sache, répondit l'étranger, sinon qu'on portait en terre un jeune Athénien dont toute la ville accompagnait la pompe funebre, parcequ'il était d'une condition distinguée et fils d'un homme fort estimé de tout le peuple. Cet homme-là, ajouta l'étranger, est hors d'Athènes il y a quelque tems; ses amis ont résolu de lui ménager cette nouvelle, pour empêcher que le chagrin ne le fasse mourir. O pauvre pere malhûreux, s'écria Solon, et comment l'appellait-on? Je l'ai bien entendu nommer, répondit l'étranger, mais il ne m'en souvient pas; je sais bien que tout le monde disait que c'était un homme d'une grande sagesse. Solon dont l'inquiétude augmentait à tous momens, parut tout troublé; il ne put s'empêcher de demander si ce n'était point Solon. L'étranger répondit brusquement: Oui, c'est celui-là. Solon fut touché d'un ressentiment si vif et si cuisant, qu'il commença à déchirer ses habits, s'arracher les cheveux, et à se battre la tête; enfin il ne s'abstint d'aucune des choses qu'ont accoutumé de faire et de dire tous ceux qui sont outrez de douleur.

Pourquoi tant pleurer et se tourmenter, lui dit Thalès, pour une perte qui ne peut être réparée par toutes les larmes du monde? Ah! répondit Solon, c'est cela même qui me fait pleurer; je plains uu mal qui n'a point de remede. A la fin Thalès se prit à rire de toutes les différentes postures que faisait Solon. O Solon, mon ami, lui dit-il. voilà ce qui m'a fait craindre le mariage; j'en redoutais le joug, et je connais par la douleur du plus sage des hommes, que le cœur le plus ferme ne peut soutenir les afflictions qui naissent de l'amour et du soin des enfans. Ne t'inquiète pas davantage, tout ce que l'on vient de te dire n'est qu'une fable faite à plaisir.

Il y avait pendant longtems une cruelle guerre entre les Athéniens et les Mégariens au sujet de l'île de *Salamine*. Enfin après plusieurs carnages de part et d'autre, les Athéniens qui avaient eu du desavantage, las de répandre tant de sang, ordonnerent une punition de mort contre le premier qui serait assez hardi de proposer la guerre pour le recouvrement de Salamine, dont ceux de Mégare étaient en possession. Solon craignit que s'il parlait, il ne se fît tort à lui-même, ou que s'il se taisait, son silence ne fût desavantageux à sa patrie. Il prit le parti de contrefaire le

fou, afin que fous ce prétexte il lui fût permis de dire et de faire impunément tout ce qu'il voudrait. Il fit courir le bruit par toute la ville qu'il avait perdu l'efprit. Après avoir compofé quelques vers élégiaques qu'il apprit par cœur, il fortit de la maifon avec un vilain habit tout déchiré, une corde à fon cou, un vieux bonnet craffeux fur fa tête: tout le peuple s'attroupa autour de lui. Solon monta fur la pierre d'où on avait coutume de faire les proclamations publiques, et récita des vers contre fa coutume. Plût aux dieux, s'écria-t-il que jamais Athènes, n'eût été ma patrie! ah! je voudrais être né à *Pholègandres* *) ou à *Syene* **), ou dans qnelque lieu encore plus affreux et plus barbare; au moins je n'aurais pas le chagrin de me voir montrer au doigt, et d'entendre dire: vvilà un Athénien qui s'eft honteufement fauvé de Salamine. Vengeons promptement l'affront que nous avons reçu, et reprenons un féjour fi agréable, que nos ennémis nous retiennent fi injuftement. Cela fit tant d'impreffion fur l'efprit des Athéniens qu'ils révoquerent auffi-tôt l'édit qu'ils avaient

*) Eine der fporadifchen Infel im Archipelagus, felfig und unfruchtbar, vermuthlich das heutige *Policandro*;

** Eine Stadt auf der Grenze zwifchen Aethiopien und Aegypten.

fait ; ils prirent les armes et résolurent de faire la guerre aux Mégariens. Solon fut choisi pour commander les troupes, il s'embarqua avec ses gens sur plusieurs bateaux de pêcheurs. Il était suivi d'une galère à trente-six rames, et il mouilla assez près de Salamine. Les Mégariens qui étaient dans la ville s'apperçurent de quelque chose et coururent aux armes tout en desordre. Ils détacherent un de leurs vaisseaux qu'ils envoyerent pour découvrir ce que c'était. Ce vaisseau s'approche de trop près, il fut pris par Solon qui fit aussi-tôt lier tous les Mégariens qui étaient dedans ; il fit embarquer à leurs places les plus braves d'entre les Athéniens, et leur commanda de faire voile vers Salamine en se cachant le plus qu'ils pourraient. Solon prit avec lui le reste de ses gens et descendit à terre par un autre endroit ; il alla à la rencontre des Mégariens qui s'étaient mis en campagne, et pendant qu'il leur donna bataille, ceux qu'il avait envoyez dans le vaisseau arriverent et se rendiren maître de la ville. Solon aprés avoir défait les Mégariens, renvoye sans rançon tous les prisonniers qui avaient été faits dans le combat, et érigea un temple à l'honneur du dieu Mars dans le propre lieu, où il avait remporté la victoire.

Quelque tems après ceux de Mégare s'opinatrerent inutilement à vouloir recouvrer Salamine. Enfin on convint de part et d'autre qu'on pendrait les Lacedémoniens pour arbitres. Solon prouva devant les députez de Sparte que *Philus* et *Eurifaces*, enfans *d'Ajax* roi de Salamine, étaient venus demeurer à Athènes, et qu'ils donnerent cette île aux Athéniens à condition qu'on les ferait citoyens d'Athènes. Il fit ouvrir plufieurs tombeaux et fit voir que ceux de Salamine tournaient la face de leurs morts du même coté que ceux d'Athènes, au lieu que les Mégariens les tournaient du coté oppofé; qu'enfin ils faifaient graver fur le cercueil le nom de la famille du mort; ce qui était particulier aux feuls Athéniens. Mais ceux de Mégare ne tarderent pas longtems à avoir leur revanche; car les différens qui regnaient depuis longtems entre les descendans de *Cylon* et ceux de *Megacles* s'augmenterent jusqu'à un tel point, qu'ils penferent faire périr entierement la ville. *Cylon* avait eu autrefois deffein de fe rendre fouverain d'Athènes; fa confpiration fut découverte, il fut maffacré avec plufieurs de fes complices. Tous ceux qui purent échapper fe fauverent dans le temple de Minerve. Megacles qui était pour lors magiftrat, fit tant

par ſes belles paroles qu'il leur perſuada de venir ſe préſenter devant les juges en tenant un filet attaché par un de ſes bouts à la ſtatue de la déeſſe, afin de ne point perdre leur franchiſe. Comme ils descendaient du temple, le filet ſe rompit. Megacles dit que c'était une marque évidente que la déeſſe leur refuſait ſa protection. Il en arrêta pluſieurs qui furent auſſi-tôt lapidez par le peuple. Ceux qui recoururent aux autels, y furent presque tous maſſacrez ſans aucun reſpect. Il ne s'en ſauva que quelques-uns pour qui les femmes des magiſtrats s'employerent, et les firent remettre en liberté.

Une action ſi noitre rendit odieux les magiſtrats et leur deſcendans, qui furent depuis ce tems-là très haïs du peuple. Pluſieurs années après les descendans de Cylon devinrent très puiſſans; la haine qui était entre les deux partis, s'allumait tous les jours de plus en plus. Solon pour lors magiſtrat, craignit que leurs diviſions n'entrainaſſent la perte de toute la ville. Il les fit conſentir les uns et les autres à prendre des juges pour terminer leurs différens. Les juges déciderent en faveur des Cyloniens. Tous les descendans de Megacles furent bannis, et les os de ceux qui étaient morts, furent déterrez et jettez

hors du territoire d'Athénes. Les Mégariens profiterent de cette occasion favorable pour eux, ils prirent les armes pendant que les divisions étaient dans leur plus grande chaleur, et recouvrerent Salamine.

A peine cette sédition était appaisée qu'il en survint un autre dont les suites ne devaient pas être moins dangereuses. Les pauvres étaient si endettez qu'on les ajugeait tous les jours comme esclaves à leurs créanciers, qui les faisaient travailler ou les vendaient à leurs fantaisies. Quantité de gens du menu peuple s'attrouperent, résolus de se choisir un chef pour empêcher qu'aucun d'eux ne fut fait esclave dans la suite, faute d'avoir payé ses dettes au jour nommé, et pour obliger les magistrats à partager tous les biens également comme *Lycurgus* avait fait à Sparte. Les troubles étaient si grands et les séditieux tellement animez, qu'on ne connaissait aucun remede pour les appaiser. Solon fut élu du consentement des deux partis pour terminer toutes choses à l'amiable. Il fit beaucoup de difficulté d'abord d'accepter un emploi si épineux; il n'y eut que l'envie de servir sa patrie qui l'y fit résoudre. Tout le monde lui avait entendu dire autrefois que l'égalité empêchait toutes les contestations: chacun interprétait

cette ſentence en ſa faveur. Les pauvres croyaient qu'il voulait rendre tous les hommes égaux: les riches au contraire s'imaginaient qu'il avait deſſein de meſurer toutes choſes ſelon la naiſſance et la dignité des perſonnes. Cela le rendit ſi agréable aux uns et aux autres, qu'ils le preſſerent d'accepter la ſouveraineté. Les gens même qui n'étaient point intéreſſez dans ces brouilleries, ne connaiſſant point de meilleur remede pour appaiſer les diviſions, conſentaient volontiers d'avoir pour maitre celui qui paſſait pour le plus homme de bien et le plus ſage de toute la terre. Solon s'en éloïgna fort et déclara hautement, qu'il n'y conſentirait jamais. Ses meilleurs amis ne pouvaient s'empêcher de le blâmer. Vous étes bien ſimple, lui diſaient-ils; quoi ſous prêtexte d'un vain nom de tiran vous refuſez une monarchie qui vous ſera par la ſuite très légitimement acquiſe! *Timondas* ne s'eſt-il pas fait autrefois déclarer roi d'Eubée? et *Pittaque* ne regne-t-il pas aujoure'hui à Mytilene? Solon fut inflexible à tous ces discours. La principauté legitime et la tirannie, répondit-il, ſont à la vérité de très belles places, un très bel endroit: mais on eſt environné de précipices de tous cotez, et il n'y a point de chemin pour en ſortir, lorsqu'on y

eſt une fois entré. Jamais on ne le put réſoudre à accepter ce parti avantageux qu'on lui préſentait. Tous ſes amis le traiterent de fou et d'inſenſé. Solon s'appliqua ſérieuſement à appaiſer les troubles qui étaient à Athènes. Il commença à ordonner que toutes dettes paſſées feraient entierement abolies, ſans que jamais perſonne en pût rien demander à ſes débiteurs; et pour donner exemple à tout le monde, il remit ſept talens *), qui lui devaient revenir de la ſucceſſion de ſon pere. Il déclara nulles les dettes qui ſe feraient dans la ſuite ſous obligation du corps, afin d'empêcher à l'avenir l'inconvenient qui avait été cauſe de tous les troubles. Les deux partis d'abord furent aſſez mécontens de ce jugement; les riches étaient fachez de ce qu'on leur avait fait perdre ce qui leur appartenait; et les pauvres ne l'étaient pas moins de ce qu'on n'avait pas partagé les biens également. Mais les uns et les autres furent tellement convaincus par la ſuite de l'utilité des règlemens de Solon, qu'ils le choiſirent tout de nouveau pour appaiſer les troubles cauſez par trois différentes factions qui partageaient la ville d'Athènes, et lui

*) Ein attiſches Talent war ungefähr 900 Reichsthaler.

donnerent pouvoir de réformer les loix à sa fantaisie, et d'établir telsgouvernement qu'il lui plairait.

Les gens de la montagne voulaient que le peuple fût entierement maitre des affaires. Ceux de la plaine prétendaient qu'il n'y eût qu'un certain nombre de citoyens les plus considérables: et les gens de la marine voulaient que les magistrats fussent tirez de l'une et de l'autre condition. Solon qu'on avait choisi pour souverain arbitre, commença par casser toutes les loix de *Dracon* son prédécesseur, à cause qu'elles étaient trop séveres. Les fautes les plus légeres étaient punies de mort, comme les plus énormes crimes, et il n'était pas moins dangereux d'être convaincu d'oisiveté, de voler des fruits ou des herbes, que de commettre des sacrileges, des meurtres, et tout ce qu'on peut imaginer de plus noir. C'est ce qui avait donné lieu de dire qu'elles étaient écrites avec du sang. On demanda un jour à Dracon pourquoi il avait ordonné des peines de mort pour toutes sortes de crimes indifféremment? C'est par ce, répondit-il, que les moindres méritent ce châtiment, et que je n'en connais point de plus rigoureux pour les crimes plus énormes.

Solon divisa les citoyens en trois différens ordres, selon les biens dont chaque particulier

ſe trouva alors en poſſeſſion. Il donna entrée dans les affaires publiques à tout le peuple, excepté aux artiſans qui ne vivaient que de leur travail. Ceux-là étaient exclus des charges, et ne jouisſaient des mêmes privileges que les autres.

Il ordonna que les principaux magiſtrats ſeraient perpétuellement choiſis entre les citoyens du premier ordre.

Que dans une ſédition celui qui n'aurait pris aucun parti ſerait noté d'infamie.

Que les femmes n'apporteraient pour dot à leur maris que trois robes et quelques meubles de peu de valeur.

Qu'on pouvait tuer impunement un adultere, lorsqu'on le ſurprenait ſur le fait.

Il modéra les dépenſes des dames, et abolit pluſieurs cérémonies, qu'elles avaient coutume d'obſerver.

Il défendit de mal parler des morts.

Il permettait aux gens qui n'avaient point d'enfans, d'inſtituer héritiers tous ceux qu'ils voudraient, pourvuqu'ils fuſſent dans leur bon ſens lors de leur teſtament.

Que celui qui aurait diſſipé ſon bien ſerait noté d'infamie et déchu de tous ſes privileges, de même que celui qui ne nourrirait pas ſon pere et ſa mere dans leur vieilleſſe. Le fils n'était

point tenu de nourrir ſon pere s'il ne lui avait fait apprendre un métier pendant ſa jeuneſſe.

Que nul étranger ne pouvait être fait citoyen d'Athènes, s'il n'avait été banni à perpétuité de ſon païs, ou s'il ne venait s'y établir avec toute ſa famille pour y exercer quelques vacation.

Il diminua fort les recompenſes qu'on donnait ordinairement aux athletes.

Il ordonna que le public éleverait les enfans de ceux qui feraient morts en combattant pour la patrie.

Qu'un tuteur ne pourrait demeurer avec la mere de ſes mineurs, et que le plus proche héritier ne pourrait jamais être élu tuteur.

Que tout vol ferait puni de mort, et que celui qui aurait crevé un œil à quelqu'un, ſerait condamné à perdre ſes deux yeux.

Toutes les loix de Solon furent gravées ſur des tables. Les gens du conſeil aſſemblez firent ſerment, qu'ils les obſerveraient et les feraient obſerver exactement. Ceux mêmes à qui on en avait confiè le ſoin, jurerent ſolemnellement que s'il quelqu'un d'eux y manquait, il ſerait obligé de faire préſent au temple d'Apollon d'une ſtatue d'or auſſi peſante que lui. Il y avait des juges établis pour

interpréter les loix, lorsque quelques différens naiſſaient entre le peuple ſur ce ſujet.

Un jour comme Solon compoſait ſes loix, *Anacharſis* *) ſe moqua de ſon entrepriſe. Quoi, dit-il, vous prétendez avec quelques écritures réprimer l'injuſtice et les paſſions des hommes? Telles ordonnances, ajouta-t-il, reſſemblent proprement aux toiles d'araignées, qui n'arrêtent rien que des mouches.

Les hommes gardent bien les choſes dont ils ſont convenus enſemble, répondit Solon. Je ferai mes loix de telle maniere que tous les citoyens connaitront qu'il leur eſt plus utile d'y obéir que de les violer.

On lui demanda, pourquoi il n'en avait fait aucune contre les parricides? C'eſt parce, répondit-il, que je n'ai pas cru qu'il y eût jamais des gens aſſez malhûreux pour tuer leur pere ou leur mere.

Il diſait ordinairement à ſes amis, qu'un homme de ſoixante-dix ans ne devait plus craindre la mort, ni ſe plaindre des malheurs de la vie.

Que tous les gens de cour reſſemblaient aux jettons dont on ſe ſert pour compter, qu'-

*) Ein Scythe von Geburt, der Griechenland bereiſete, um Künſte und Wiſſenſchaften zu lernen.

ils repreſentaient plus ou moins ſelon la fantaſie du prince.

Que ceux qui approchaient des princes ne devaient pas leur conſeiller ce qui était de plus agréable, mais ce qui était de plus avantageux.

Que nous n'avions point de meilleur guide pour nous conduire que notre raiſon; et qu'il ne fallait jamais rien dire ni rien faire ſans l'avoir conſultée.

Qu'on devait faire beaucoup plus de fond ſur la probite d'un homme que ſur ſon ſerment.

Qu'il ne fallait pas ſe faire des amis légerement; mais qu'il était très dangereux de rompre, lorsque l'amitie était une fois liée.

Que le moyen le plus ſûr et prompt pour repouſſer l'injure, était de l'oublier.

Qu'il ne fallait jamais s'ingérer de commander, ſans avoir appris à obéir.

Que le menſonge devait être en horreur à tout le monde.

Qu'enfin il fallait honorer les dieux, reſpecter ſes parens et n'avoir jamais aucun commerce avec les méchans.

Solon s'apperçut que *Piſiſtrate* ſe faiſait un gros parti à Athènes, et qu'il prenait les meſures néceſſaires pour s'y rendre ſouverain. Il fit tout ſon poſſible pour s'oppoſer à ſes

desseins; il assembla le peuple au milieu de la place publique où il parut tout armé, et découvrit l'entreprise de Pisistrate. O Athéniens, s'écria-t-il, je suis plus sage que ceux qui ne connaissent point les mauvais desseins de Pisistrate, et plus courageux que ceux qui les connaissent, et que la crainte ou le peu de courage empêchent de s'y opposer; je suis prêt de me mettre à votre tête et à combattre généreusement pour la défense de la liberté. Le peuple qui favorisait Pisistrate, traita Solon de fou. Pisistrate quelques jours après se blessa lui-même et se fit porter tout sanglant sur un char au milieu de la place publique, et dit que ses ennemis l'étaient venu prendre en trahison et l'avaient mis dans l'état pitoyable où on le voyait. La populace s'émût aussi-tôt et fut prête à prendre les armes en faveur de Pisistrate. O fils *d'Ipocrase*, lui dit Solon, tu joues mal le personnage *d'Ulisse;* Ulisse s'égratigna pour tromper ses ennemis, et toi tu te blesses pour tromper tes propres citoyens. Le peuple s'assembla. Pisistrate fit demander cinquante gardes. Solon remontra fortement devant tout le monde les dangereuses suites d'une telle innovation, mais il ne put rien gagner sur la populace émue, qui permit à Pisistrate d'en prendre quatre

cens, et de lever des troupes pour ſe rendre maitre de la fortereſſe. Les principaux de la ville furent fort étonnez; chacun ſongea à ſe retirer de coté et d'autre. Solon ne ſe rebuta point. Après avoir reproché aux citoyens leur bêtiſe et leur lâcheté: auparavant, leur dit-il, il vous était plus facile d'empêcher que cette tirannie ſe formât, mais à préſent qu'elle eſt établie ce vous ſera une plus grande gloire de l'abolir et de l'exterminer entierement. Quand il vit que tous ſes discours ne pouvaient faire revenir les citoyens de la grande conſternation, où ils étaient, il s'en alla à ſa maiſon et prit ſes armes, qu'il alla poſer devant la porte du ſenat en s'écriant: O ma chere patrie! je pars et te quitte pour jamais, puisque je ſuis le ſeul qui me déclare ennemi du tiran, et que tous les autres ſont diſpoſez à le recevoir pour maitre.

Solon ne put jamais ſe réſoudre d'obéir à Piſiſtrate; et comme il craignait d'ailleurs que les Athéniens ne l'obligeaſſent à réformer ſes loix qu'ils avaient fait ſerment d'obſerver, il aima mieux s'exiler volontairement, et avoir le plaiſir de voyager pour connaitre le monde, que de vivre deſagréablement à Athènes. Il paſſa en Egypte, où il demeura quelque tems à la cour d'*Amaſis*. Piſiſtrate qui eſtimait infiniment Solon,

fut fort touché de ſa retraite. Il lui écrivit cette lettre obligeante pour eſſayer de le faire revenir:

„Je ne ſuis pas le ſeul parmi les Grecs qui me ſuis emparé de la ſouveraineté de mon païs; je ne commets rien contre les loix ni contre les dieux, puisque je tire mon origine de Codrus, et que les Athéniens ont juré qu'ils conſerveraient le royaume à ſes deſcendans. J'ai grand ſoin de faire obſerver vos ordonnances avec beaucoup plus d'exactitude que ſi l'état était gouverné par la populace. Je me contente des tributs que j'ai trouvé établis, et hors certains honneurs qui ſont dus à ma dignité, je n'ai rien qui me diſtingue du moindre des citoyens. Je n'ai aucun reſſentiment contre vous de ce que vous avez découvert mes deſſeins; je ſuis perſuadé que ce fut plûtôt par amour pour la patrie, que par haine contre moi, parce que vous ne ſaviez pas de quelle maniere je devais me comporter; et ſi vous l'euſſiez ſu, peut-être n'auriez-vous pas deſapprouvé mon entrepriſe. Revenez donc avec aſſurance, et croyez ſur ma parole que Solon ne doit rien craindre de Piſiſtrate, puisque même je n'ai pas voulu faire de mal à ceux qui de tout tems avaient été mes ennemis. Je vous conſidérerai comme mon meilleur ami, et vous aurez toute ſorte d'a-

grémens auprès de moi, parce que je ne vous connais capable d'aucune infidélité. Si vous avez des raiſons qui vous empêchent de revenir à Athènes, vous demeurerez par tout ailléurs où vous voudrez; je ſerai content pourvu que ce ne ſoit pas moi qui ſoit la cauſe de votre exil.“

Solon lui fit cette réponſe:

„Je crois bien que vous ne me feriez aucun mal, car j'étais de vos amis avant que vous fuſſiez tiran, et je ne dois pas vous être plus odieux que tout autre qui hait la tirannie. Je laiſſe la liberté à un chacun de juger ſelon ſa penſée, s'il eſt plus utile aux Athéniens d'être gouvernez par un maître abſolu que par pluſieurs magiſtrats. J'avoue que vous étes le meilleur des tirans; mais je ne crois pas devoir retourner à Athènes. Car après y avoir établi un gouvernement libre, et refuſé la principauté qu'on m'avait offerte, on aurait raiſon de me blâmer, et de croire que j'approuverais votre entrepriſe, ſi on m'y voyait revenir.“

Créſus, roi des Lydiens, ſe rendit tributaires tous les Grecs de l'Aſie. Quantité des plus habiles gens de ce ſiecle quitterent la Grece pour différens ſujets, et ſe retirerent à *Sardis* capitale de l'empire de Créſus. Cette

ville était pour lors très floriſſante. Chacun y parla ſi avantageuſement de Solon, que cela fit naitre à Créſus l'envie de le voir. Il l'envoya prier de venir s'établir chez lui: Solon lui fit cette réponſe:

„J'eſtime infiniment l'amitié que vous me témoignez et je prens les dieux à témoins que ſi je n'avais réſolu dès il y a longtems de demeurer dans un état libre, j'aimerais mieux vivre dans votre royaume, qu'à Athènes pendant que Piſiſtrate y exercera une puiſſance tirannique; mais je ſuis avec plus de douceur, ſelon le genre de vie que j'ai embraſſé, dans un lieu où tout eſt égal. J'irai pourtant vous voir pour avoir le plaiſir de demeurer quelque tems avec vous.‟

Solon s'en alla à Sardis à la follicitation de Créſus, qui temoignait un empreſſement extraordinaire pour le voir. En traverſant la Lydie il rencontrait quantité de grands ſeigneurs avec de gros corteges et des trains magnifiques; il croyait à tout moment que ce fût le roi. Enfin on le préſenta devant Créſus qui l'attendait aſſis ſur ſon trone, et qui s'était exprès revêtu de ce qu'il avait de plus précieux. Solon ne parut point étonné à la vue de tant de magnificence. Créſus lui dit: Mon hôte, je connais ta ſageſſe par ré-

putation ; je ſais que tu as beaucoup voyagé : mais as-tu jamais vu perſonne vêtue ſi magnifiquement que moi? Oui; répondit Solon, les faiſans, les coqs, les paons ont quelque choſe de plus magnifique, puisque tout ce qu'ils ont d'éclatant leur vient de la nature ſans qu'ils ſe donnent aucun ſoin pour ſe parer. Une réponſe ſi imprévue ſurprit fort Créſus. Il commanda à ſes gens qu'on ouvrît tous ſes tréſors, et qu'on déployât devant Solon tout ce qu'il y avait de meubles précieux dans ſon palais. Il le fit venir une ſeconde fois devant lui. Avez-vous jamais vu, lui dit-il, un homme plus hûreux que moi? Oui, répondit Solon, c'eſt *Tellus* citoyen d'Athènes, qui a vecu en honnête homme dans une république bien policée. Il a laiſſé deux enfans fort eſtimez avec un bien raiſonnable pour les faire ſubſiſtér; et enfin il a eu le bonheur de mourir les armes à la main en remportant une victoire pour ſa patrie. Les Athéniens lui ont dreſſé un tombeau dans le lieu même où il avait perdu la vie et lui ont rendu de grands honneurs.

Créſus ne fut pas moins étonné que la premiere fois. Il crut que Solon était un inſenſé. Eh bien, continua-t-il, quel eſt le plus hûreux des hommes après Tellus? Il y

a eu autrefois deux freres, répondit-il, dont l'un s'appellait *Cleobis* et l'autre *Byton*; ils étaient si robustes, qu'ils sont toujours sortis victorieux de toutes sortes de combats. Ils s'aimaient parfaitement l'un l'autre. Un jour de fête la prêtresse de Junon leur mere, pour qui ils avaient beaucoup de tendresse, devait aller nécessairement faire un sacrifice au temple; on tardait trop à amener ses bœufs; Cleobis et Byton s'attelerent à son char, et la trainerent jusqu'au lieu où elle voulait aller. Tout le peuple leur donna mille bénédictions. Leur mere ravie de joie, pria Junon de leur envoyer ce qui leur était le plus avantageux Quand le sacrifice fut fini, et qu'ils eurent fait très bonne chere, ils allerent se coucher, et moururent tous deux cette même nuit. Crésus ne put s'empêcher de faire paraître sa colere. Comment, répliqua-t-il, tu ne me mets donc point au nombre des gens hûreux? O roi des Lydiens, répondit Solon, vous possedez de grandes richesses, et vous étes maitre de quantité de peuples; mais la vie est sujette à de si grands changemens, qu'on ne saurait décider de la felicité d'un homme qui n'est pas encore au bout de sa carriere. Le tems fait tous les jours naitre de nouveaux accidens, dont même on n'au-

rait jamais pu ſe douter; on ne doit point s'aſſurer de la victoire lorsque le combat n'eſt pas encore fini. Créſus fut fort mécontent: il renvoya Solon et ne redemanda plus à le voir.

Eſope qui était pour lors à Sardis, où on l'avait fait venir pour divertir Créſus, fut faché de la mauvaiſe reception que le roi avait fait à un homme d'un mérite ſi diſtingué. O Solon, lui dit-il, il ne faut point approcher les princes, ou il ne leur faut jamais dire que ce qui leur eſt agréable. Au contraire, répondit Solon, il ne faut jamais s'en approcher, ou bien il faut toujours les conſeiller le mieux qu'on peut, et ne leur dire jamais que la vérité.

Cyrus tenait priſonnier *Aſtiagès* ſon grand-pere maternel, et l'avait dépouillé de tous ſes états. Créſus s'en offenſa; il prit parti pour Aſtiagés et fit la guerre aux Perſes. Comme il avait des richeſſes immenſes, et qu'il ſe voyait à la tête d'une nation, qui paſſait pour la plus belliqueuſe de tout le monde, il croyait que rien ne lui était impoſſible. Il fut malhûreuſement défait et ſe retira à Sardis, où il fut aſſiégé et fait priſonnier après quatorze jours de reſiſtance. On le mena devant Cyrus; qui le fit charger de chaines. On le

monta auſſi-tôt au haut d'un bucher, où on l'attacha au milieu de quatorze enfans Lydiens, pour y être brûlé à la vue de Cyrus et de tous les Perſes. Comme on mettait le feu au bucher, Créſus dans cet état déplorable ſe ſouvint du discours, que lui avait autrefois tenu Solon. Il s'écria en ſoupirant: o Solon, Solon! Cela ſurprit Cyrus. Il envoya demander ſi c'était quelque dieu qu'il invoquait dans ſes malheurs. Créſus ne répondit rien. Enfin quand on l'eut contraint de parler, il dit tout accablé de triſteſſe: Ah! je viens de nommer un homme que les rois devraient toujours avoir auprès d'eux, et dont ils devraient plus eſtimer la converſation que tous les tréſors et leur magnificence. On le preſſa d'en dire davantage. C'eſt un ſage de la Grece, continua-t-il, que j'ai autrefois envoyé querir exprès, pour lui faire admirer ma grande proſpérité; il me dit froidement, comme s'il m'eût voulu faire connaitre que cela n'était qu'une ſotte vanité, que j'attendiſſe la fin de ma vie, et qu'il ne fallait point trop préſumer d'une félicité, qui était ſujette à une infinité de calamitez. Je reconnais à préſent la vérité de toutes les choſes quil m'a prédites. Pendant que Créſus parlait, le feu s'était déja allumé au bas du bucher, et allait

gagner le haut. Cyrus fut fort touché des paroles de Crésus. L'état déplorable d'un prince qui avait été si puissant, le fit rentrer dans lui-même; il craignit que quelque disgrace pareille ne lui arrivât dans la suite. Il commanda aussi-tôt que l'on éteignît le feu; il fit ôter à Crésus les chaines dont il était chargé; il lui rendit tous les honneurs possibles, et se servit de son conseil dans ses affaires les plus importantes.

Solon après avoir quitté Crésus se retira en *Cilicie*, où il batit une ville qu'il appella de son nom *Solos*. On lui apprit que Pisistrate se maintenait toujours dans la tirannie, et que les Athéniens se repentaient de ne s'être pas opposez à son usurpation. Solon leur écrivit en ces termes:

„Vous avez grand tort d'accuser les dieux de votre mauvaise fortune. Si vous souffrez maintenant, vous ne devez vous en prendre qu'à votre légereté, et à votre folie de n'avoir pas voulu croire les gens bien intentionnez pour la patrie, et de vous être laissez surprendre aux belles paroles et aux ruses d'un homme qui ne cherchait qu'à vous tromper. Vous lui avez permis de lever des gardes qui serviront à vous tenir en esclavage le reste de votre vie."

Periandre tiran de *Corinthe*, fit savoir à Solon l'état de ses affaires, et le pria de lui donner conseil. Solon lui fit cette réponse:

„Vous m'écrivez que quantité de gens conspirent contre vous. Quand vous vous délivreriez de tous vos ennemis en les faisant mourir, vous n'avanceriez pas beaucoup vos affaires. Ceux dont vous ne vous doutez point, vous dresseront des embuches. Ce sera quelqu'un qui craindra pour lui, ou quelque autre qui ne pourra approuver vos manieres defiantes, ou enfin quelqu'autre qui croira rendre un bon service à sa patrie. Le meilleur parti que vous puissiez prendre, est de renoncer entierement à la tirannie. Si vous ne pouvez pas pous y résoudre, faites venir des troupes étrangeres suffissamment pour tenir le païs en bride, afinque vous n'ayez plus lien de rien craindre, et que vous ne soyez plus obligez à exiler personne."

Solon n'a jamais été ennemi du plaisir pendant tout le tems qu'il a vecu. Il a aimé la bonne chere, la musique, et tout ce qui pouvait contribuer à la vie delicieuse. Il haïssait les représentations, où on ne disait jamais que des choses inventées à plaisir. Il croyait que cela était pernicieux à la republique, et que de-là pouvaient naitre une infinité de sédi-

tions. Du tems qu'il était en grand crédit à Athènes, *Thefpis* commença lui-méme à jouer des tragédies, qu'il avait compofées. Cela plaifait merveilleufement au peuple à caufe de la nouveauté. Solon qui aimait fon divertiffement, s'y trouva un jour. Quand tout fut fini, il appella Thefpis. N'as-tu pas de honte lui dit-il, de mentir devant tant de monde? Il n'y a point de mal répondit Thefpis, car ce n'eft que pour rire. Solon frappa la terre d'un bâton qu'il tenait dans fa main. Oui, repliqua-t-il, mais fi on approuve de telles menteries en riant, nous ne tarderons gueres à les trouver dans nos actes publics et dans les affaires les plus férieufes. C'eft ce qui fit que lorsque Pififtrate fe fut fait porter tout fanglant au milieu de la place publique, Solon parlant de ces repréfentations s'écria: Voilà la malhûreufe fource d'où naiffent toutes ces fourberies.

Quelques-uns attribuent à Solon l'établiffement de l'Aréopage. C'était un confeil compofé de ceux qui avaient paffé par toutes les charges à Athènes.

On demanda un jour à Solon quel état était le miéux policé? C'eft celui, répondit-il, où les gens qui n'ont point été outragez pourfuivent avec autant de chaleur la répara-

tion de l'injure faite à autrui, que s'ils l'avaient reçue eux-mêmes.

Sur la fin de ses jours il avait commencé un poeme sur le rapport qu'on lui avait fait d'une île Atlantide qu'on plaçait au de-là de l'ocean connu. La mort le surprit en Chypre avant que son ouvrage fût achevé. C'était dans la cinquante-cinquieme Olympiade, environ la quatre-vingtieme année de son age. Il ordonna qu'on portât ses os à Salamine, qu'on les brulât, et qu'on en jetta les cendres par toute la campagne.

Les Athéniens après sa mort lui dresserent une statue de bronze, qui le représentait son livre des loix à la main, avec les habits de prince du peuple. Ceux de Salamine lui en dresserent un autre, qui le représentait en Orateur parlant en public, les mains cachées sous les plis de sa robe.

Bias.

Floriſſait du tems qu'Haliattes et enſuite Creſus regnaient en Lydie.

Bias de *Priene*, petite ville de *Carie**), fut en grande réputation dans la Grece ſous le regne d'Haliattes et de Créſus rois de Lydie, depuis la quarantieme olympiade jusqu'à ſa mort. C'était un excellent citoyen, fort desintéreſſé, fin politique, honnête homme. Il vivait ſimplement quoiqu'il fût né très riche. Il dépenſait tout ſon bien à ſecourir ceux qui en avaient beſoin. Il paſſait pour le plus éloquent orateur de ſon tems. Il employait ſon tems à defendre les pauvres et tous ceux qui étaient dans l'affliction, ſans en vouloir tirer d'autre utilité que la gloire de ſervir ſa patrie. Jamais il n'entreprenait aucune choſe, qu'il ne crût très juſte. Cela avait paſſé en proverbe par tout le païs; quand on voulait marquer qu'une choſe était excellente, on diſait: *c'eſt une cauſe dont Bias ſe chargerait.* Et lorsqu'on voulait louer extrèmement un orateur: *Il réuſſit encore mieux que Bias.*

*) Eine Landſchaft in Klein-Aſien, das izt Natoſien oder bei den Türken Anadoly heiſst.

Des pirates firent un jour une courſe proche Meſſene dans le Peloponneſe *), et enleverent pluſieurs filles, qu'ils vinrent vendre à Priene. Bias les acheta; il les retira chez lui et les nourrit comme ſes propres enfans; il leur fit des préſens à toutes et les renvoya à leur parens. Cette action généreuſe lui donna une ſi grande réputation, que quantité de gens ne l'appellaient que le prince des ſages.

Quelque tems après les pêcheurs de Meſſene trouverent dans le ventre d'un gros poiſſon un vaſe d'or, où ces mots étaient gravez: *Au plus ſage.* Le ſenat de Meſſene s'aſſembla pour déliberer à qui on le devait donner. Les filles que Bias avait traité ſi humainement, ſe préſenterent à l'aſſemblée avec leurs parens, et ils crierent tous enſemble qu'il n'y avait perſonne plus ſage que Bias. Le ſenat de Meſſene lui envoya ce vaſe. Bias le conſidéra, et après avoir lu l'inſcription qui était autour, il refuſa de l'accepter, et dit que ce titre n'appartenait qu'à Apollon

Quelques-uns croyent que ce vaſe eſt la même choſe que le trépié dont il eſt parlé dans la vie de Thalès, et que cette hiſtoire n'a point d'autre fondement, que parceque le trépié fut renvoyé à Bias. D'autres même diſent que ce fut à lui à qui on l'apporta le premier.

*) Itzt *Morea.*

Haliattes, roi de Lydie, après avoir ruiné plusieurs villes de la Grece Asiatique, vint mettre le siege devant Priene. Bias était pour lors le premier magistrat de la ville. Il fit une vigoureuse résistance pendant très long tems. Mais comme Haliattes paraissait s'opiniatrer à poursuivre son entreprise jusqu'à la fin, et que d'ailleurs la ville était réduite dans une grande misere à cause de la disette des vivres, Bias fit engraisser deux beaux mulets, qu'ils chassa vers le camp des ennemis, comme s'ils étaient échappez d'eux-mêmes. Haliattes fut surpris de voir ces animaux dans un tel embonpoint; cela lui fit craindre de ne pouvoir pas avoir la place par famine. Il trouva un prétexte pour envoyer un homme dans la ville; il lui donna ordre secretement de remarquer en quel état étaient les assiégez. Bias se douta bien du dessein d'Haliattes. Il fit couvrir de grands monceaux de sable avec un peu de froment, et fit ensorte que le député d'Haliattes vît toute cette grande abondance sans que cela parût affecté. Haliattes trompé par cette ruse, résolut aussi-tôt de lever le siege; il laissasles Priénéens en paix et fit alliance avec eux.

Bias aimait fort la poesie. Il a fait plus de deux mille vers, où il donnait des précep-

tes pour enſeigner à tout le monde la maniere dont chacun pouvait vivre hûreux, et pour bien gouverner la republique en paix et en guerre.

Il diſait ordinairement: Tâchez de plaire à tout le monde. Si vous y reuſſiſſez, vous trouverez mille agrémens dans le cours de la vie. Le faſte et le mépris qu'on fait paraitre pour les autres, n'a jamais rien produit de bon.

Aimez vos amis avec diſcretion; ſongez qu'ils peuvent devenir vos ennemis.

Haïſſez vos ennemis avec modération; car il ſe peut faire qu'ils feront vos amis dans la ſuite.

Choiſiſſez à loiſir les gens que vous voulez prendre pour vos amis; ayez pour eux une même tendreſſe, mais diſtinguez leur mérite.

Imitez ceux dont le choix vous fait honneur, et ſoyez perſuadez que la vertu de vos amis ne contribuera pas peu à votre réputation.

Ne vous preſſez pas de parler, c'eſt une marque de folie.

Tachez pendant que vous étes jeune d'aquerir la ſageſſe, ce ſera toute votre conſolation lorsque vous ſerez vieux. Vous ne pouvez faire une meilleure acquiſition. C'eſt la ſeule choſe dont la poſſeſſion ſoit certaine, et qu'on ne pourra vous ravir.

La colere et la précipitation ſont deux choſes fort oppoſées à la prudence.

Les honnêtes gens ſont très rares; les mechans et les foux ſont en nombre infini.

Ne manquez jamais de tenir exactement tout ce que vous aurez promis.

Parlez des dieux d'une maniere convenable à leur grandeur, et rendez leur graces de toutes les bonnes actions que vous ferez.

Ne ſoyez pas importun. Il vaut beaucoup mieux qu'on vous oblige à recevoir, que d'obliger les autres à vous donner.

N'entreprenez rien témérairement; mais quand vous aurez réſolu quelque choſe, exécutez la avec vigueur.

Gardez-vous bien de louer un homme à cauſe de ſes richeſſes, s'il ne le mérite d'ailleurs.

Vivez toûjours comme ſi vous alliez mourir à tout moment, et comme ſi vous deviez reſter long-tems ſur terre.

Avoir une ſanté vigoureuſe eſt un don de la nature; les richeſſes ordinairement ſont un effet du hazard; mais il n'y a que la ſageſſe qui puiſſe rendre un homme capable de donner de bons conſeils à ſa patrie.

C'eſt une maladie d'eſprit que de ſouhaiter des choſes impoſſibles.

Ou lui demanda un jour quelle était la chofe qui flattait davantage les hommes? C'eft l'efperance, répondit-il.

Quelle était celle qui leur plaifait davantatage? Le gain.

Quelle était la plus difficile à fupporter? Le renverfement de la fortune.

Il difait qu'un homme était bien malhûreux, lorsqu'il ne favait pas foufrir les disgraces qui lui arrivaient.

Il était un jour dans un vaiffeau avec quelques impies. Il s'éleva tout d'un coup une tempête fi furieufe, que le vaiffeau était à tout moment prêt à périr. Ces impies effrayez de la crainte de la mort invoquaient les dieux. Taifez-vous, leur dit Bias, de peur qu'ils ne s'apperçoivent que vous étes ici, car nous ferions tous perdus.

Une autre fois un impie lui demanda, quel était le culte qu'on devait rendre aux dieux? Bias ne répondit rien. L'impie le preffa de lui dire la raifon de fon filence. C'eft par ce, répondit Bias, que tu me demandes des chofes qui ne te regardent pas.

Il difait qu'il aimait beaucoup mieux juger un different entre deux de fes ennemis, qu'entre deux de fes amis, parce qu'on ne manquait presque jamais à fe brouiller avec celui

de ſes amis qu'on avait condamné, et qu'il ſe pouvait faire qu'on ſe raccommoderait avec celui de ſes ennemis en faveur de qui on aurait décidé.

Bias ſe trouva un jour obligé de juger un de ſes amis qui devait être puni de mort. Avant que de prononcer l'arrêt, il ſe mit à pleurer en plein Sénat. Pourquoi pleurez-vous, lui dit quelqu'un, puisqu'il ne tient qu' à vous de condamner ou d'abſoudre le criminel? Je pleure, répondit Bias, parceque la nature m'oblige d'avoir compaſſion des malhûreux, et que la loi m'ordonne de n'avoir point d'égard au mouvement de la nature.

Bias n'a jamais compté au rang des véritables biens aucune des choſes qui dépendent de la fortune. Il croyait que les richeſſes étaient des amuſemens dont on ſe pouvait paſſer aiſément, et qu'elles ne ſervaient ſouvent qu' à détourner les hommes du chemin de la vertu.

Il ſe rencontra par hazard à Priene lieu de ſa naiſſance, lors de la priſe et du ſac de cette malheureuſe ville. Tous les citoyens emportaient tout ce qu'ils pouvaient et s'enfuyaient dans les lieux, où ils croyaient pouvoir le mettre en ſûreté. Le ſeul Bias demeurait tranquille au milieu d'une ſi grande déſolation, ſans ſe

remuer non plus que s'il eût été tout-à-fait insensible aux malheurs de sa patrie. Quelqu'un lui demanda, pourquoi il ne songeait pas à sauver quelque chose comme les autres? Je le fais aussi, répondit Bias, car je porte tout mon bien avec moi.

L'action qui termina les jours de Bias, n'est pas moins illustre que le reste de sa vie. Il s'était fait porter dans le Sénat, où il défendit l'interêt d'un de ses amis avec beaucoup de zele. Comme il était déja fort vieux, il se trouva fatigué. Il appuya sa tête contre la poitrine d'un fils de sa fille, qui l'avait accompagné. Quand l'orateur de son adversaire eut fini son discours, les juges prononcerent en faveur de Bias, qui expira aussi-tôt entre les bras de son petit-fils.

Toute la ville lui fit de magnifiques funerailles, et témoigna un regret extraordinaire de sa mort. On lui érigea un superbe tombeau sur lequel on fit graver ces paroles : *Priene a été la patrie de Bias, qui fut autrefois l'ornement de toute l'Jonie, et qui a eu des pensées plus relevées que le reste des philosophes.*

Sa mémoire fut en si grande vénération, qu'on lui dédia un temple, où ceux de Priene lui rendaient des honneurs extraordinaires.

Socrate.

Né la 4 année de la 77 Olympiade, mort la 1 année de la 95 aprés avoir vecu 70 ans.

Socrate, qui de l'aveu de toute l'antiquité a paſſé pour le plus vertueux et le plus éclairé des philoſophes du paganisme fut citoyen d'Athenes. Il eut pour pere Sophronisque, qui était ſculpteur en pierre et pour mere Phanarete qui étoit accoucheuſe. Il étudia la Philoſophie d'abord ſous Anaxagoras, et enſuite ſous Archelaus le Phyſicien.*) Mais conſiderant que toutes ces vaines ſpeculations ſur les choſes de la nature ne menaient à rien d'utile, et ne contribuaient point à rendre le Philoſophe plus homme de bien, il s'attacha à étudier ce qui regardait les moeurs, et fut pour ainſi dire, le fondateur de la Philoſophie morale chez les Grecs comme le remarque Ciceron au troiſieme livre des Queſtions Tuſculanes.

Il en avait parlé encore plus expreſſement et d'une maniere plus étendue dans le premier livre où il s'explique en ces termes: „Il me parait, et c'eſt une opinion ſur laquelle tout le monde convient aſſez, que Socrate eſt le pre-

*) Zwei berühmte Naturkündiger in Griechenland.

mier qui retirant la Philoſophie de la recherche des ſecrets cachez de la nature, à quoi tout ce qu'il y avait eu de Philoſophes avant lui s'étaient uniquement attachez, l'avait ramenée et appliquée à ce qui touche les devoirs de la vie commune; de ſorte qu'il ne s'occupait qu' à examiner les vertus et les vices, et en quoi conſiſtait le bien ou le mal; diſant que ce qui regardait les aſtres, était fort au deſſus de nos lumieres; et que quand nous ſerions plus à portée que nous ne ſommes, de ces connaiſſances, elles ne pouvaient contribuer en rien à regler notre conduite,

Il fit donc ſon unique étude de cette partie de la Philoſophie qui concerne les moeurs, et qui s'étend à tous les ages et à toutes les conditions de la vie; et cette nouvelle maniere de philoſopher fut d'autant mieux reçue, que celui qui en était l'inventeur, prêchait lui meme d'exemple, s'appliquant à remplir le plus regulierement qu'il lui était poſſible, tous les devoirs d'un bon citoyen, ſoit en paix ſoit en guerre.

De tous les Philosophes qui ont eu de la reputation, il eſt le ſeul, comme l'a remarqué Lucien *) dans ſon dialogue du Paraſite,

*) Ein griechiſcher Philoſoph, der im erſten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt lebte.

qui ait jamais été à la guerre. Il fit deux campagnes, et dans toutes les deux, quoique malhûreuſes pour ſon parti, il paya de ſa perſonne, et ſe montra homme de courage. Dans l'une il ſauva la vie à Xenophon, *) qui étant tombé de cheval en faiſant la retraite, aurait été tué par les ennemis, ſi Socrate le chargeant ſur les épaules, ne l'eût tiré de la melée, et porté durant pluſieurs ſtades, jusqu'a ce que le cheval qui s'était échapé, eut été repris. C'eſt Strabon **) qui rapporte ce fait. Dans l'autre, les Athéniens ayant été entiérement défaits et mis en fuite, il fut le dernier à faire la retraite, et montra ſi bonne contenance que ceut qui pourſuivaient les fugards, le voyant prét à tout moment à tourner face contre eux, n'eurent jamais l'audace de l'attaquer. C'eſt le temoignage que lui rend Athénée. ***) A ces deux expéditions près, Socrate ne mit point les pieds hors d'Athenes, en quoi il tint une conduite toute contraire à celle des autres Philoſophes, qui tous avaient

*) Seinem Schüler und Freunde, der auch ein berühmter Schriftſteller iſt.

**) Er lebte zu Chriſti Zeiten und ſchrieb in griechiſcher Sprache ein geographiſch-hiſtoriſches Werk, das ſehr geſchätzt wird.

***) Ein griechiſcher Lehrer der Wohlredenheit, im dritten Jahrhunderte nach C. G. Er ſchrieb *gelehrte Tiſchgeſpräche*.

employé une partie de leur vie à voyager, pour acquerir de nouvelles connaiſſances, en conférant avec les ſavans de tous les païs. Mais comme le genre de Philoſophie auquel Socrate s'était borné, portait l'homme plûtôt à travailler à ſe connaitre lui-même, qu'à ſe charger l'eſprit de connaiſſances fort inutiles pour le reglement des moeurs il ſe crut dispenſé de tous ces grands voyages, où il n'aurait rien appris de plus que ce qu'il pouvait apprendre à Athênes, au milieu de ſes compatriotes, à la reforme desquels il croyait d'ailleurs qu'il était plus juſte qu'il travaillât qu'à celle des étrangérs. Et comme la Philoſophie Morale eſt une ſcience qui s'enſeigne plus par exemples que par discours, il ſe fit une loi de ſuivre dans la pratique tout ce que la droite raiſon et la vertu la plus rigide exigerait de lui. Ce fut ſuivant cette maxime qu'ayant été mis au nombre des Sénateurs de la ville, et ayant prété le ferment de dire ſon avis ſelon les loix, il refuſa conſtamment de ſouſcrire à l'arrêt par lequel le peuple avait, au préjudice des loix, condamné à mort neuf capitaines; et quoique le peuple s'en formalisât, et que pluſieurs même des plus puiſſans lui fiſſent de grandes ménaces, il perſiſta toujours dans ſon ſentiment, ne croyant pas qu'il convînt à un homme d'honneur

d'aller contre ſon ferment, pour complaire au peuple.

Nous ne ſavons point qu'il ait été en charge hors cette unique fois; mais tout particulier qu'il était, il s'attira tant de conſidération à Athenes par ſa probité et par ſes vertus, qu'il y était plus reſpecté que les Magiſtrats mêmes. Quant à ce qui regardait ſa perſonne, il en était aſſez ſoigneux, et blamait ceux qui ne tenoient compte d'eux mêmes ou qui affectaient de la negligence à cet égard. Il était propre ſur lui, toujours mis d'une maniere convenable et décente, tenant un juſte milieu entre ce qui pouvait paſſer pour groſſiereté et ruſticité, et ce qui pouvait ſentir le faſte ou la moleſſe. Quoique peu accommodé des biens de la fortune, il ſe tint toujours dans les termes d'un déſintéreſſement parfait, ne prenant rien de ceux qui venaient l'entendre; en quoi ſa conduite faiſait la condamnation des autres Philoſophes, qui étoient dans l'uſage de vendre leurs leçons et de taxer leurs écoliers à plus haut ou plus bas prix, ſelon qu'ils étoient plus ou moins en réputation. Auſſi Socrate avait-il coutume de dire, comme le rapporte Xenophon qu'il ne concevait pas comment un homme qui faiſait profeſſion d'enſeigner la vertu, pouvait ſonger à en tirer quelque

profit: comme si de s'acquerir un honnête homme, et de se faire un bon ami de son disciple, n'était pas le plus riche avantage et le profit le plus solide qu'on pût retirer de ses soins.

Ce fut au sujet de ce désintéressement de Socrate, qu'un certain Sophiste *) nommé Antiphon, qui voulait décrier une morale qu'il n'avait pas envie de pratiquer, lui dit un jour, qu'il avait raison de ne prendre rien de ceux qu'il instruisait, et qu'en cela il faisait voir qu'il etait veritablement honnête homme. Car disait le Sophiste, s'il était question de vendre votre maison, vos habits ou quelques uns de vos meubles, bien loin de les donner pour rien ou pour peu de chose, vous tâcheriez de les vendre leur juste prix, et vous ne les donneriez pas pour un denier moins. Mais parceque vous étes convaincu vous-même que vous ne savez rien, et que par consequent vous étes hors d'état d'instruire les autres, vous feriez conscience de vous faire payer de ce que vous ne pouvez leur apprendre; ce qui fait plûtôt l'éloge de votre probité, que de votre désintéressement.

*) So nannte man die Lehrer, die stolz auf ihr Wissen, blendend im Vortrage, aber ohne Sinn für Wahrheit und Tugend waren.

Mais Socrate n'eut pas de peine à le confondre, en lui faisant voir qu'il y a des choses qui peuvent être employées d'une maniere ou honnête, ou non honnête; et que faire présent de quelques fruits de son jardin à un ami, ou les lui vendre, sont deux choses fort différentes. Au reste il ne faut point s'imaginer que Socrate tint classe à la maniére des autres Philosophes qui avaient un lieu fixe et marqué où ils assemblaient leurs disciples, et où ils leur donnaient des leçons à certaines heures. La maniere de philosopher de Socrate ne consistait qu'en conversations avec ceux qui se trouvaient avec lui, en quelque tems et en quelque lieu que ce fût.

Un des principaux chefs dont Melitus accusa Socrate, fut de ce qu'au lieu de reconnaitre pour Dieux ceux qui étaient tenus pour tels à Athénes, il y introduisait de nouvelles Divinitez; mais jamais accusation ne fut plus calomnieuse et moins fondée, puisque la regle que Socrate s'était préscrite sur cela à lui même, et qu'il donnait à ceux qui le consultaient, était de se conformer à l'oracle d'Apollon de Delphes, lequel consulté sur la maniere dont on devait honorer les Dieux, répondit, que chacun devait le faire à la maniere et selon les cérémonies qu'on pratiquait dans son païs. C'est

ce que faiſait Socrate, offrant et ſacrifiant aux Dieux du peu qu'il avait; et quoique ce qu'il leur préſentait fût peu de choſe, il prétendait mériter autant auprès d'eux, que ceux qui leur faiſaient les plus riches offrandes parce'qu'il faiſait en cela ſelon ſon pouvoir; et qu'il ne pouvait ſe perſuader que les Dieux euſſent plus d'égards aux grands, qu'aux petits ſacrifices qu'on leur faiſait. Il croyait au contraire que les Dieux n'avaient rien de plus agréable, que d'être honorez par les gens de bien.

Rien n'eſt plus ſimple ni en même tems plus religieux, que la priere dont il uſait envers les Dieux, ne leur demandant rien en particulier, mais les priant de lui procurer ce qu'ils jugeraient eux-mêmes lui être bon et utile, car diſait-il, de leur demander des richeſſes et des honneurs, c'eſt comme ſi on leur demandait la grace de donner bataille, ou de jouer aux dez, ſans ſavoir quelle pourrait être l'iſſue du jeu ou de la bataille.

Bien loin de détourner du culte des Dieux ceux qui le frequentaient, il ſe faiſait au contraire un devoir d'y ramener ceux qui manquaient de religion. Xenophon rapporte ſur cela la maniere dont il s'y prit pour inſpirer de la pieté envers les Dieux à un certain Ariſtodemus, qui faiſait profeſſion de ne leur rendre aucun

honneur, et qui ſe moquait même de ceux qui leur ſacrifiaient. Quand on lit dans Xenophon tout ce que Socrate dit en cette occaſion ſur la providence des Dieux à l'égard des hommes, on eſt ſurpris qu'un Philoſophe qui a toujours vecu au milieu du Paganisme, ait pu avoir des penſées ſi ſaines et ſi juſtes ſur ce qui regarde la Divinité.

Il était pauvre, mais ſi content dans ſa pauvreté, que quoiqu'il ne tînt qu'à lui d'être riche en acceptant les préſens que ſes amis et ſes diſciples voulaient le forcer de recevoir, il les renvoya toujours au grand déplaiſir de ſa femme, qui ne goutait point du tout cette Philoſophie. Sa maniere de vivre pour la nourriture et pour les habits était ſi dure, que le Sophiſte Antiphon, dont nous avons deja parlé lui reprochait quelquefois qu'il n'y avait point d'eſclave ſi miſérable, qui pût s'en contenter et y tenir. Car, diſait il, votre nourriture eſt la plus chetive du monde; d'ailleurs non ſeulement vous étes toujours très pauvrement vetu; mais vous n'avez jamais qu'une même robe hyver et été; et rien par deſſus cette robe; avec cela vous allez toujours nuds pieds. Mais Socrate lui fit voir qu'il ſe trompait, s'il croyait que la felicité ne ſe trouvât que dans l'abondance et les délices; et que tout pauvre

qu'il lui paroiſſait, il était plus heureux que lui. J'eſtime, diſait-il, que, comme n'avoir beſoin de rien, eſt une prérogative qui n'appartient qu'aux Dieux, auſſi moins on a de beſoins et plus on approche de la condition des Dieux.

Il n'était pas poſſible qu'une vertu auſſi pure que celle de Socrate ne cauſât de l'admiration, ſurtout dans une ville comme Athenes, où cet exemple devait paraitre fort extraordinaire; car ceux mêmes qui n'ont pas la force de ſuivre la vertu, ne ſauraient s'empêcher de rendre juſtice à ceux qui la ſuivent. Celle de Socrate lui mérita bientôt l'eſtime univerſelle de ſes concitoyens, et attira auprès de lui beaucoup de disciples de tout âge qui préferaient le plaiſir de l'entendre et de converſer avec lui, aux amuſemens les plus agréables. L'attrait était d'autant plus grand du coté de Socrate, qu'il joignait à une auſtérité très-rigide pour lui-même toute la douceur et la complaiſance poſſible pour les autres. La premiere choſe qu'il tâchait d'inſpirer aux jeunes gens qui l'écoutaient, était la pieté et le reſpect pour les Dieux. Enſuite il les portait autant qu'il pouvait à la tempérance et à l'éloignement des voluptés, leur répréſentant comment elles pri-

vaient l'homme du plus riche trésor dont il fût maitre, c'est-à-dire de la liberté. Sa maniere de traiter la Morale était d'autant plus séduisante, que le tout se faisait par maniere de conversation, et sans aucun dessein formé. Car sans qu'il se proposât aucun point particulier à discuter, il s'attachait au premier qui se présentait et que le hazard fournissait. Il faisait d'abord une question, comme un homme qui cherche à s'instruire; et ensuite profitant de ce qu'on lui accordait dans les questions qu'il faisait, il amenait les gens à la proposition contradictoire de celle qu'ils avaient établis au commencement de la dispute. Il passait une partie de la journée à ces sortes de conférences de morale, où tout le monde était bien venu, et dont jamais personne ne partit, selon le témoignage de Xenophon, sans en devenir plus homme de bien.

Quoique Socrate n'ait rien laissé par écrit, cependant il est aisé de juger et du fonds de sa morale et de la maniere dont il la traitait, par ce qui s'en trouve dans Platon et dans Xenophon. La conformité qui se remarque surtout pour la maniere de disputer dans ce qu'en rapportent ces deux disciples de Socrate, est une preuve certaine de la methode qu'il suivait.

On ne peut pas dire la même chofe pour le fonds, furtout à l'égard de Platon, qui lui en prêtait quelquefois, comme Socrate le dit un jour après avoir lu fon dialogue de Lyfis. *) Mais il y a lieu de juger que Xenophon était plus fidele; car ce qu'il rapporte de certains morceaux de converfation et de difpute entre Socrate et un autre interlocuteur, il declare qu'il le fait comme hiftorien, qui expofe ce qu'il a entendu.

On aura peine à comprendre comment un homme qui portait tout le monde à honorer les Dieux, et qui prêchait pour ainfi dire aux jeunes gens l'éloignement de tout vice, a pu être condamné à mort comme impie envers les Dieux reconnus à Athenes, et comme corrupteur de la jeuneffe. Auffi cette injuftice criante ne fe fit-elle que dans un tems de defordre, et fous le gouvernement féditieux des trente tirans.**) Voici ce qui y donna occafion.

Critias le plus puiffant de ces trente tirans avait été autrefois difciple de Socrate auffi bien

*) Ein Gefpräch von der Freundfchaft, von einem der Mitredenden *Lyfis* überfchrieben.

**) Dreisfig vornehme Athener, die fich der Oberherrfchaft bemächtiget hatten.

qu'Alcibiade ; mais s'étant tous deux laſſés d'une philoſophie dont les maximes ne quadraient pas avec leur ambition et leur intempérance, ils l'abandonnerent enfin. Pour Critias, de diſciple qu'il avait été de Socrate, il devint ſon plus grand ennemi, à cauſe de la fermeté avec laquelle Socrate lui reprochait une paſſion honteuſe, et des obſtacles par lesquels le même Socrate le traverſa ; de ſorte que Critias devenu l'un des trente tirans, n'eut rien tant à coeur que de perdre Socrate, qui d'ailleurs ne pouvant ſoufrir leur tirannie parlait contr'eux avec beaucoup de liberté. Car voyant qu'ils faiſaient mourir tous les jours beaucoup de citoyens et des principaux, il ne put s'empêcher de dire dans une compagnie, que ſi celui à qui on aurait donné des vaches à garder, les ramenait tous les jours plus maigres et en plus petit nombre, on trouverait étrange s'il n'avouait pas lui-même qu'il était très mauvais vacher. Critias et Charicles, deux des principaux de trente tirans, qui ſentirent bien que la comparaiſon tombait ſur eux, firent d'abord une loix par laquelle il était défendu d'enſeigner dans Athenes l'art de discourir. Et quoique Socrate n'eût jamais fait profeſſion de cet art, cependant on voyait bien que c'était à lui qu'on en voulait, et qu'on prétendait par-là lui ôter la liberté

de conférer fur des points de morale felon fa coutume, avec ceux qui le fréquentaient.

Il alla trouver lui-même les deux auteurs de la loi, pour la leur faire expliquer. Mais comme il les embarraffait par la fubtilité de fes interrogations, ils lui dirent formellement, qu'ils lui défendaient d'entrer en converfation avec les jeunes gens; et fur ce qu'il leur demanda jufqu'où ils étendaient l'age des jeunes gens, ils déclarerent qu'ils comprenaient fous ce nom tous ceux, qui étaient au deffous de trente ans. Mais, dit Socrate, ne répondrai-je point, fi quelqu'un par hazard me demande, où eft Charicles? où eft Critias? Oui, dit Charicles. Mais, ajouta Critias, on te défend furtout un tas d'artifans qui ont les oreilles fatiguées de tes difcours. Mais, reprit Socrate, fi ceux qui me fuivront me demandent ce que c'eft que pieté et juftice? Oui, répondit Charicles, et les vachers auffi, te gardant bien toi-même de faire diminuer le nombre de vaches. Il n'en falut pas davantage à Socrate pour connaitre ce qu'il devait craindre de la part de ces deux tirans, et que fa comparaifon des vaches les avait irritez au dernier point.

Mais parce que dans la reputation de vertu où était Socrate, il eût été trop odieux de

vouloir l'attaquer et l'appeller en jugement, on crut qu'il fallait commencer par le décréditer dans le public; et c'eſt ce qu'on opéra par la comédie d'Ariſtophane *) intitulée *les Nuées*, où l'on fait paſſer Socrate pour un homme qui enſeigne l'art de faire paraitre juſte ce qui eſt injuſte. La comédie ayant eu ſon effet par le ridicule qu'elle jetta ſur Socrate, Melitus ſe préſenta pour former une accuſation capitale contre lui, dans la quelle il le taxait 1) de ne point reconnaitre les Dieux qu'on honorait à Athenes, et d'en introduire de nouveaux; 2) de corrompre la jeuneſſe, c'eſt-à-dire, de lui enſeigner à ne point reſpecter leurs parens ni les magiſtrats. L'accuſateur requerait que pour ces deux crimes il fût condamné à mort.

Quelques animez que fuſſent contre Socrate les trente tirans et ſurtout Critias et Charicles, il eſt certain qu'ils auraient eu de la peine à le faire condamner, pour peu qu'il eût voulu s'aider lui-même; mais l'intrepidité et la hauteur avec laquelle il ſoutint cette accuſation, refuſant même de payer aucune amende, parceque ç'aurait été s'avouer coupable en quel-

*) Eines berühmten dramatiſchen Dichters damaliger Zeit.

que forte; et furtout la fermeté avec laquelle il parla aux juges, lorsque interpellé par eux de dire lui-même à quelle peine il reconnaiffait devoir être condamné, il leur dit hautement, qu'il croyait mériter d'être nourri le reste de fa vie aux dépens du public dans l'hôtel-de-ville: tout cela aigrit de nouveau les efprits des trente tirans qui le firent condamner à mort. Un philofophe très éloquent nommé Lyfias lui avait compofé une apologie afinqu'il s'en fervît et la prononçât quand il paraitrait devant les juges. Socrate après l'avoir entendue, avoua qu'elle était fort bonne; mais il la lui remit, difant qu'elle ne lui convenait pas. Mais pourquoi, reprit Lyfias, ne vous conviendrait-elle pas, puisque vous la trouvez bonne? Eh, mon ami, répondit-il, des habits et des fouliers ne peuvent-ils pas être très bons, et cependant n'être pas bons pour moi? C'eft qu'en effet, quoique l'apologie fût très belle et très forte, elle était tournée d'une maniere qui ne convenait point à la droiture et à la candeur de Socrate. Socrate ayant été condamné à mort, fut mené en prifon, où quelques jours après il mourut ayant avalé de la cigue. C'était la maniere dont on faifait mourir pour lors ceux qui étaient condamnez à la mort chez les Athéniens.

Diogene Laerce*) prétend que Socrate fut marié deux fois; mais des deux femmes qu'il lui donne, on ne connait guere que la fameuse Xantippe, de laquelle il eut un fils nommé Lamprocles. Cette femme s'est rendue célebre par sa mauvaise humeur et par l'exercice qu'elle donna à la patience de Socrate. Il disait qu'il l'avait prise pour femme, parcequ'il était persuadé que s'il pouvait parvenir à supporter sa mauvaise humeur, il ne trouverait plus rien qui lui fût insupportable.

Socrate prétendait avoir un genie qui le dirigeait par des inspirations secretes en certaines occasions. Platon, Xenophon et d'autres anciens auteurs en font mention. Plutarque**), Apulée***), et Maxime de Tyr†)

*) Er schrieb in griechischer Sprache das Leben berühmter griechischer Philosophen, und lebte im dritten Jahrhundert nach C. G.

**) Ein Grieche aus Böotien, der durch viele vortrefliche historische und philosophische Schriften bekannt ist. Er lebte im ersten und zweiten Jahrhundert nach C. G.

***) Er schrieb in lateinischer Sprache unter andern auch über platonische Philosophie. Er lebte im zweiten Jahrhundert nach C. G.

†) Er schrieb philosophische Abhandlungen in griechischer Sprache, zu Anfang des dritten Jahrhunderts.

ont fait chacun un livre exprès ſur ce genie ou démon de Socrate.

Socrate mourut la premiere année de la 95 Olympiade à l'age de 68 ans.

Platon.*)

Né la 1 année de la 88 Olympiade, mort la 1 de la 108, agé de 81 ans.

De toutes les ſectes qui ſortirent de l'école de Socrate, aucune n'eut plus d'éclat, ne fut auſſi nombreuſe, ne ſe ſoutint auſſi longtems, que le *Platonisme*. Ce fut comme une religion que les hommes profeſſerent depuis ſon établiſſement, ſans interruptions, jusqu' à ces derniers tems. Elle eut un ſort commun avec le reſte des connaiſſances humaines; elle parcourut les différentes contrées de l'Aſie, de l'Afrique et de l'Europe, y entrant à meſure que la lumiere y poignait, et s'en éloignant à meſure que les ténebres s'y reformaient. On voit Platon marcher d'un pas égal avec Ariſtote, et partageant l'attention de l'univers. Ce

*) Dieſe und die folgende Lebensbeſchreibung ſind aus der franzöſiſchen Encyclopaedie genommen, weil ſie hier reichhaltiger ſind als in den *vies des anciens philoſophes*.

font deux voix également éclatantes qui ſe font entendre l'une dans l'ombre des écoles *) l'autre dans l'obſcurité des temples.**) Platon conduit à ſa ſuite l'éloquence, l'enthouſiaſme, la vertu, l'honnêteté, la decence et les graces. Ariſtote a la méthode à ſa droite, et le ſyllogiſme à ſa gauche: il examine, il diviſe, il diſtingue, il diſpute, il argumente, tandisque ſon rival ſemble prophetiſer. ***)

Platon naquit à Athenes. Il fut allié par Ariſton ſon pere à Codrus †) et par ſa mere Pericthioné à Solon. Le jour de ſa naiſſance fut dans la ſuite un jour de fête pour les philoſophes. Ses premieres années furent employées aux exercices de la gymnaſtique ††) à la pratique de la peinture, et à l'étude de de la muſique, de l'éloquence, et de la poeſie dithyrambique, épique et tragique †††):

*) Die Philoſophie des Ariſtoteles ward mehrere Jahrhunderte hindurch faſt ausſchliesſend in den Schulen gelehrt.

**) Unſere Theologie hat vieles aus der Platoniſchen Philoſophie entlehnt z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit.

***) Weisſagen, das bedeutet hier, wie ein begeiſterter, oder in erhabener Dichterſprache reden.

†) Dem letzten Könige der Athener.

††) Den Leibes-übungen.

†††) Der höhern Ode, beſonders zum Lobe des Weingotts; des Heldengedichts und des Trauerſpiels.

mais ayant comparé ſes vers avec ceux d'Homere, il les brula et ſe livra tout entier à la Philoſophie.

On dit qu'Apollon*), épris de la beauté de ſa mere Periсthioné, habita avec elle, et que notre philoſophe dut le jour à ce dieu. On dit qu'un ſpectre ſe repoſa ſur elle, et qu'elle conçut cet enfant ſans ceſſer d'être vierge. On dit qu'un jour Ariſton et ſa femme ſacrifiant aux Muſes ſur le mont Hymette **) Perіcthioné dépoſa le jeune Platon entre des myrtes, où elle le retrouva environné d'un eſſaim d'abeilles, dont les unes voltigeaient autour de ſa tête et les autres enduiſaient ſes levres de miel. On dit que Socrate vit en ſonge un jeune cigne s'échapper de l'autel qu'on avait conſacré à l'Amour ***) dans l'Académie †), ſe repoſer ſur ſes genoux, s'élever dans les airs, et attacher par la douceur de

*) Der Gott des Lichts und der Wiſſenſchaften und Künſte.

**) Ein Berg im Atheniſchen, bekannt durch ſeine vielen Blumen und Blüten, und durch den Honig, den die Bienen daraus ſogen, und der für den beſten gehalten ward.

***) Dem Amor oder Gott der Liebe.

†) Einem Luſtwald oder Garten unweit Athen, wo Leibesübungen getrieben und auch Wiſſenſchaften gelehrt wurden. Durch Plato, der hier auch lehrte, iſt dieſe Akademie ſehr berühmt geworden, und von ihr führen noch itzt hohe Schulen und gelehrte Geſellſchaften den Namen.

ſon chant les oreilles des hommes et des dieux; et que lorsqu' Ariſton préſenta ſon fils à Socrate, celui-ci s'écria: *Je reconnais le cigne de mon ſonge.* Ce ſont autant de fictions que des auteurs graves n'ont pas rougi de débiter comme des vérités, et qu'il y aurait peut-être du danger de contredire, ſi Platon était le fondateur de quelque ſyſteme religieux adopté.

Il s'attacha dans ſa jeuneſſe à Cratile de l'école d'Héraclite*). Socrate, ſous lequel il étudia pendant huit ans lui reconnut bientôt ce gout pour le ſyncretiſme, ou cette eſpece de philoſophie qui cherchant à concilier entr'elles des opinions oppoſées, les adultere et les corrompt.

Il n'abandonna point ſon maitre dans la perſécution. Il ſe montra au milieu de ſes juges, entreprit ſon apologie, et offrit ſa fortune pour qu'il fût ſurſis à ſa condamnation; mais on rejetta ſes offres et Socrate but la cigue.

La mort de Socrate laiſſa la douleur et la terreur parmi les philoſophes. Ils ſe refugie-

*) Dieſe Schule beſchäftigte ſich, wie die meiſten vor dem Sokrates, hauptſächlich mit der theoretiſchen (beſchauenden) Philoſophie. Heraklit hielt das Feuer für den Urſprung aller Dinge.

rent à Mégare 1) chez le dialecticien 2) Euclide, où ils attendirent un tems moins orageux. De-là Platon passa en Egypte, où il visita les prêtres; en Italie, où il s'initia dans la doctrine de Pythagore 3); il vit à Cyrène 4) le géometre Theodore 5), il ne négligea aucun moyen d'augmenter ses connaissances. De retour à Athenes il ouvrit son école: il choisit un gymnase, environné d'arbres, et situé sur les confins d'un fauxbourg; ce lieu s'appellait *Académie.* On lisait à l'entrée: ***On n'est point admis ici sans être géometre.***

L'Academie était voisine du *Céramique.* 6) Là il y avait des statues de Diane 7); et

1) Einer Stadt an der korinthischen Land-enge.

2) Einen Lehrer und Meister in der Dialektik d. i. in der Kunst zu untersuchen und zu disputiren.

3) Des Stifters der Italienischen Schule, die eine Art von geheimer Gesellschaft war, und manche ihrer religiösen und politischen Ideen nicht öffentlich bekannt werden liess.

4) Einer Stadt in Afrika.

5) Der weiter nicht bekannt ist.

6) Ein öffentlicher Ort, der vorzüglich zum Begräbniss berühmter Männer bestimmt gewesen zu seyn scheint. In Athen gab es auch einen Ceramicus, wo aber niemand begraben wurde.

7) Der Schwester des Apollos. Sie war die Göttin der Nacht, so wie er der Gott des Tages.

les tombeaux de Thrafybule, de Périclès, de Chabrias, de Phormion 1), et de ceux qui étaient morts à Marathon 2), et des monumens de quelques hommes, qui avaient bien mérité de la république, et une ftatue de l'Amour, et des autels confacrés à Minerve 3), Mercure 4), aux Mufes 5), à Hercule 6), et à Jupiter, et les trois Graces 7), et l'ombre de quelqes platanes antiques. Platon laiffa cette partie de fon patrimoine en mourant à tous ceux qui aimeraient le repos, la folitude, la méditation et le filence.

Platon ne manqua pas d'auditeurs. Speufippe 8), Xenocrate 9), et Ariftote 10) affifterent

1) Berühmte Athenifche Helden und Staatsmänner.

2) Ein Feld im Athenifchen, wo Miltiades die Perfer fchlug.

3) Der Göttin der Weisheit, die zugleich die Schutzgöttin Athens war.

4) Dem Götterboten.

5) Den neun Töchtern Jupiters und der Mnemofyne, als Vorfteherinnen der Wisfenfchaften und Künfte.

6) Dem bekannten Helden diefes Namens, der auch nach feinem Tode als ein Halbgott verehrt ward.

7) Göttinnen der Anmuth und Huld, Gefährtinnen der Göttin der Schönheit und Liebe.

8) Platos Schwefterfohn. Er lehrte nach Platos Tode in der Akademie.

9) Auch ein berühmter Lehrer der Akademie.

10) Desfen Leben nachher folgt.

à ses leçons. Il forma Hypéride, Lycurgue, Démosthene et Isocrate.1) Ce fut dans l'academie un concours de personnes de tout age, de tout état, de tout sexe, et de toute contrée. Tant de célebrité ne permit pas à l'envie et à la calomnie de rester assoupies: Xenophon, Antisthene, Diogene, Aristippe, Aeschyne, Phédon 2), s'éleverent contre lui, et Athenée 3) s'est plu à transmettre à la postérité les imputations odieuses, dont on a cherché à flétrir la mémoire de Platon; mais une ligne de ses ouvrages suffit pour faire oublier et ses défauts, s'il en eût, et les reproches de ses ennemis. Il semble qu'il soit plus permis aux grands hommes d'être méchans. Le mal qu'ils commettent, passe avec eux; le bien qui résulte de leurs ouvrages, dure éternellement. Ils ont affligé leurs parens, leurs amis, leurs concitoyens, leurs contemporains, je le veux, mais ils continuent d'instruire et d'éclairer l'univers. J'aimerais mieux Bacon 4) grand auteur et hom-

1) Berühmte Redner.

2) Lauter Schüler des Sokrates und berühmte Philosophen.

3) Lebte im dritten Jahrhundert und schrieb 15 Bücher *gelehrte Tischgespräche*, die unter andern viel Anekdoten von berühmten Männern des Alterthums enthalten.

4) Ein berühmter engländischer Philosoph. Er lebte unter Elisabeth und ihrem Nachfolger und war Kanzler. Man zieht seine Rechtschaffenheit in Zweifel.

me de bien; mais s'il faut opter, je l'aime mieux encore grand homme et fripon, qu' homme de bien et ignorant; ce qui eût été le mieux pour lui et pour les ſiens, n'eſt pas le mieux pour moi. C'eſt un jugement que nous portons malgré nous: nous liſons Homere, Virgile, Horace, Ciceron, Milton*), le Taſſe**), Corneille, Racine et ceux qu'un talent extràordinaire a placés ſur la même ligne, et nous ne ſongeons guere à ce qu'ils ont été. Le méchant eſt ſous la terre, nous n'en avons plus rien à craindre; ce qui reſte après lui de bien, ſubſiſte et nous en jouiſſons. Voilà des lignes vraies, que j'écris à regret; car il me plairait bien davantage de troubler le grand homme qui vit tranquille ſur ſa malfaiſance; que de l'en conſoler par l'oubli que je lui en promets; mais après tout, cette éponge des ſiecles fait honneur à l'eſpece humaine.

Platon fut un homme de génie, laborieux, continent et ſobre, grave dans ſon diſcours et dans ſon maintien, patient, affable.

Il s'appliqua toute ſa vie à rendre la jeuneſſe inſtruite et vertueuſe. Il ne ſe mêla

*) Ein engländiſcher Dichter, Verfasser des *verlohrnen Paradieſes.*

**) Ein Italieniſcher Dichter, Verfaſser des *befreiten Jeruſalems.*

point des affaires publiques. Ses idées de législation ne quadraient pas avec celles de Dracon et de Solon: il parlait de l'égalité de fortune et d'autorité, qu'il eſt difficile d'établir, et peut-être impoſſible de conſerver chez aucun peuple. Les Arcadiens, les Thébains, les Syracuſains, les Crétois *) et d'autres peuples qui travaillaient à réformer leurs gouvernemens, l'appellerent; mais trouvant une répugnance invincible à la communauté générale de toutes choſes, de la férocité, de l'orgueil, de la ſuffiſance, trop de richeſſes, trop de puiſſance, des difficultés de toute eſpece, il n'alla point, il ſe contenta d'envoyer ſes diſciples. Dion, Pithon et Héraclide **) qui avaient puiſé dans ſon école la haine de la tirannie, en affranchirent le premier la Sicile, les deux autres la Thrace ***). Il fut aimé de quelques Souverains; les Souverains ne rougiſſaient pas alors d'être philoſophes.

Il voyagea trois fois en Sicile; la premiere pour connaitre l'ile et voir la chaudiere de

*) Lauter griechiſche Völkerſchaften, denn auch die Syracuſer in Sycilien waren eine griechiſche Colonie.

**) Drei Männer von edler Geburt und groſsem Anſehen in ihrem Vaterlande.

***) Thracien lag im Norden von Griechenland, bis an die Donaū hin.

l'Etna; la seconde, à la sollicitation de Dion et des Pythagoriciens, qui avaient esperé que son éloquence et sa sagesse pourraient beaucoup sur les esprits; ce fut aussi l'objet de la troisieme visite qu'il fit à Denys *). De retour dans Athenes, il se livra tout entier aux Muses et à la philosophie. Il jouit d'une santé constante et d'une longue vie, récompense de sa frugalité; il mourut agé de 81 ans. Le Perse Mithridate lui éleva une statue **), Aristote un autel; on consacra par la solennité le jour de sa naissance, et l'on frappa des monnoies à son effigie.

Les siecles qui se sont écoulés, n'ont fait qu' accraitre l'admiration qu'on avait pour ses ouvrages. Son stile est moyen entre la prose et la poesie; il offre des modeles en tout genre d'éloquence; celui qui n'est pas sensible aux charmes de ses dialogues, n'a point de goût. Personne n'a su établir le lieu de la scene avec plus de verité, ni mieux soutenir ses caracteres. Il a des momens de l'enthousiame le plus sublime. Son dialogue de la sainteté est un

*) Dem Beherrscher Siciliens: Dis war der jüngere Dionys, dem auch schon der zweite Besuch galt. Er wollte diesen mit dem Dion aussöhnen, erreichte aber seinen Zweck nicht.

**) Aber nicht in Persien, sondern in der Akademie.

chef-d'oeuvre de finesse; son apologie de Socrate en est un de véritable éloquence. Il y a plus à profiter pour un homme de génie dans une page de cet auteur, que dans mille volumes de critique.

Il professa la double doctrine *). Il est difficile, dit-il dans le Timée, de remonter à l'auteur de cet univers, et il serait dangereux de publier ce qu'on en découvrirait. Il vit que le doute était la base de la véritable science; aussi tous ses dialogues respirent-ils le scepticisme; ils en ressemblent d'autant plus à la conversation. Il ne s'ouvrit de ses véritables sentimens qu' à quelques amis, le sort de son maitre l'avait rendu circonspect; il fut partisan jusqu' à un certain point du silence pythagorique; il imita les prêtres de l'Egypte, les mortels les plus taciturnes et les plus cachez. Il est plus occupé à refuter qu' à prouver, et il échappe presque toûjours à la malignité du lecteur à l'alde d'un grand nombre d'interlocuteurs, qui ont alternativement tort et raison. Il appliqua les Mathématiques à la philosophie, il tenta de remonter à l'origi-

*) Das heisst, er sagte über Staats- und Religions-angelegenheiten seine wahre Meinung nicht öffentlich oder doch nicht geradezu; er liess sie von dem grossen Hausen allenfalls errathen, und entdeckte sie nur seinen verständigen und verschwiegenen Freunden.

ne des chofes, et il fe perdit dans fes fpéculations. Il eft peut-être moins à lire pour les chofes qu'il dit que pour la maniere de les dire. Ce n'eft pas qu'on ne rencontre chez lui des véritez générales d'une philofophie profonde et vraie. Parle-t-il de l'harmonie générale de l'univers, celui qui en fut l'auteur, emprunterait fa langue et fes idées.

Quelques traits de la philofophie pratique de Platon, et premierement de fa morale.

Dieu eft le fouverain bien.

La connaiffance et l'imitation du fouverain bien eft la plus grande félicité de l'homme,

Ce n'eft que par l'ame que l'homme peut acquérir quelque fimilitude avec Dieu.

La beauté, la fanté, la force, les richeffes, les dignitez ne font des biens que par l'ufage qu'on en fait: ils rendent mauvais ceux qui en abufent.

La nature a doué de certaines qualitez fublimes ceux qu'elle a deftinez à la condition de philofophe. Ils feront un jour affis à la table des dieux: c'eft-là qu'ils connaitront la vérité, et qu'ils riront de la folie de ceux qui fe laiffent jouer par des fimulacres.

Il n'y a de bon que ce qui eft honnête.

Il faut préferer à tout la vertu, parce que c'eſt une choſe divine. Elle ne s'apprend point, Dieu la donne.

Celui qui ſait être vertueux, ſait être hûreux au milieu de l'ignominie, dans l'exil, malgré la mort et ſes terreurs.

Donnez tout à l'homme excepté la vertu, vous n'aurez rien fait pour ſon bonheur.

Il n'y a qu'un grand précepte, c'eſt de s'aſſimiler à Dieu.

On s'aſſimile à Dieu par degrez, et le premier c'eſt d'imiter les bons genies *), et d'avoir leur prudence, leur juſtice et leur temperance.

Il faut être perſuadé de la miſere actuelle de ſa condition, et regarder le corps comme une priſon dont l'ame tirée par la mort paſſera à la connaiſſance de la nature eſſentielle et vraie, ſi l'homme a été hureuſement né, s'il a reçu une éducation, des moeurs, des ſentimens conformes à la loi générale, et s'il a pratiqué les maximes de la ſageſſe.

L'effet néceſſaire de ces qualitez ſera de le ſéparer des choſes humaines et ſenſibles **),

*) In unſerer Sprache, die guten Engel. Plato verſtand körperloſe Geiſter oder Dämoneu darunter.

**) *Sinnlich* heiſst, was nur mit Hülfe der Sinne erkannt wird, als Farben, Töne, Gerüche u. ſ. w.

et de l'attacher à la contemplation des intelligibles *).

Voilà la préparation au bonheur: on y eſt initié par les mathematiques.

Les pas ſuivans conſiſtent à dompter ſes paſſions, et à s'accoutumer à la tâche du philoſophe ou à l'exercice de la vertu.

La vertu eſt la meilleure et la plus parfaite affection de l'ame, qu'elle embellit et où elle aſſied la conſtance et la fermeté avec l'amour de la vérité dans la conduite et les diſcours, ſeul ou avec les autres.

Chaque vertu a ſa partie de l'ame à laquelle elle préſide. La prudence préſide à la partie qui raiſonne; la force **) à la partie qui déſire.

La prudence eſt la connaiſſance des biens, des maux, et des choſes qui tiennent le milieu. La force eſt l'obſervation légitime d'un décret doux ou pénible. La tempérance eſt l'aſſujettiſſement des paſſions à la raiſon. La juſtice eſt une harmonie particuliere de ces trois vertus, en conſequence de laquelle chaque partie de l'ame s'occupe de ce qui lui eſt propre, de

*) Der *Vernunft-weſen*, d. i. der Dinge, die *bloſs* gedacht, nicht ſinnlich wahrgenommen werden können.

**) Die Kraft oder Seelen-ſtärke.

la maniere la plus conforme à la dignité de ſon origine: la raiſon commande et le reſte obéit.

Les vertus ſont tellement enchainées entr'elles, qu' on ne peut les ſéparer: celui qui peche, eſt deraiſonnable, imprudent et ignorant. Il eſt impoſſible que l'on ſoit en même tems prudent, intémpérant et puſillanime.

La paſſion eſt un mouvement aveugle de l'ame frappée d'un objet bon ou mauvais.

Les paſſions ne ſont pas de la partie raiſonnable *); auſſi naiſſent-elles et paſſent-elles malgré nous.

Il y a des paſſions ſauvages et féroces; il y en a de douces.

La volupté, la douleur, la colere, la commiſeration ſont du nombre de ces dernieres; elles ſont de la nature de l'homme; elles ne commencent à être vicieuſes qu'en devenant exceſſives.

Les paſſions ſauvages et féroces ne ſont pas dans la nature; elles naiſſent de quelque dépravation particuliere; telle eſt la miſanthropie.

*) Plato nahm drei Seelen oder drei Theile der Seele an, die vernünſtige oder denkende, die begehrende (in welcher auch die Leidenſchaften ihren Sitz haben) und die thieriſch-ſinnliche.

L'amitié eſt une bienveillance réciproque qui rend deux êtres également ſoigneux l'un du bonheur de l'autre; égalité qui s'établit et qui ſe conſerve par la conformité des moeurs.

L'amour eſt une eſpece d'amitié.

Il y a trois ſortes d'amour; un amour honteux et brutal, qui n' a d'objet que la volupté corporelle; un amour honnête et céleſte, qui ne regarde qu' aux qualitez de l'ame; un amour moyen, qui ſe propoſe la jouiſſance de la beauté de l'ame et du corps.

De la politique de Platon.

Les fonctions des citoyens dans la république, ſemblables à celles des membres du corps, ſe réduiront à la garder, à la défendre et à la ſervir. Les gardiens de la république veillent et commandent; ſes défenſeurs prennent les armes et ſe battent; ſes ſerviteurs ſont répandus dans toutes les autres profeſſions.

La république la plus hûreuſe eſt celle, où le ſouverain philoſophe connait le premier bien. *)

Les hommes vivront miſérables tant que les philoſophes **) ne regneront pas, ou que

*) Das höchſte Gut, das iſt nach Plato, Gott, und dieſer iſt der Inbegriff aller Vollkommenheit.

**) D. i. die vorzüglichſten Menſchen nach Kopf und Herz.

ceux qui regnent, conduits d'une ſorte d'inſpiration divine, ne ſeront pas philoſophes.

La république peut prendre cinq formes différentes; l'ariſtocratie où un petit nombre de nobles commande; la timocratie, où l'on obéit à des ambitieux; la démocratie où le peuple exerce la ſouveraineté; l'oligarchie, où elle eſt confiée à quelques uns; la tyrannie ou l'adminiſtration d'un ſeul, la plus mauvaiſe de toutes *).

Si l'adminiſtration peche, il faut la corriger; c'eſt l'uſage d'un nombre d'hommes de tout age et de toute condition, dont les différens intérets ſe balanceront.

La vertu de l'homme politique conſiſte à diriger ſes penſées et ſes actions au bonheur de la république.

*) Dieſe Eintheilung iſt fehlerhaft. Die Oligarchie und die Timokratie ſind nur *Unter*-arten von der Ariſtokratie. Und die gemiſchten Formen, wie z. B. die engländiſche, fehlen ganz.

Ariſtote.

Né la 1 année la 99 Olympiade; mort la 3 année de la 114, agé de 63 ans.

Ariſtote, fils de Nicomachus et de Phaeſtiade, naquit à Stagire, petite ville de Macédoine. Son pere était médecin et ami d'Amintas, pere de Philippe *). La mort prématurée de Nicomachus fit tomber Ariſtote entre les mains d'un certain Proxenus, qui ſe chargea de ſon éducation, et qui lui donna les principes de tous les arts et de toutes les ſciences. Ariſtote en fut ſi reconnaiſſant, qu'il lui éleva des Statues après ſa mort, et qu'il en uſa envers ſon fils Nicanor, qu'il inſtruiſait dans tous les arts libéraux, ainſi que ſon tuteur en avait uſé envers lui. On ne ſait pas trop de quelle maniere il paſſa les premieres années de ſa jeuneſſe. Si l'on en croit Epicure, Athenée et Eliën **), il avait reçu de la part de ſon tuteur une très mauvaiſe éducation; et pour le confirmer, ils diſent, qu'abandonné à lui-même, il diſſipa tout ſon patrimoine, et embraſſa par

*) Alexanders Vater.

**) Ein griechischer Geschichten-sammler, der im dritten Jahrhundert lebte.

libertinage le parti des armes; ce qui ne lui ayant pas réuſſi, il fut obligé dans la ſuite, pour pouvoir vivre, de faire un petit trafic de poudre de ſenteur, et de vendre des remedes. Mais il y en a qui recuſent le témoignage de ces trois philoſophes, connus d'ailleurs par leur animoſité, et par les traits ſatiriques qu'ils lançaiant contre tous ceux dont le mérite les bleſſait; et ils en appellent à Ammianus*), lequel rapporte cet Oracle d'Apollon, qui lui fut addreſſé: *Allez à Athenes, et étudiez perſévéremment la philoſophie: vous aurez plus beſoin d'être retenu que d'être pouſſé.* Il fallait que les oracles alors fuſſent bien oiſifs, pour répondre à de pareilles interrogations.

La grande réputation que Platon s'était acquiſe, engageait tous les étrangers à ſe mettre ſous ſa diſcipline. Ariſtote vint donc à l'academie; mais des les premiers jours il y parut moins en diſciple, qu'en génie ſupérieur. Il dévança tous ceux qui étudiaient avec lui; on ne l'appellait que *l'eſprit* ou *l'intelligence***). Il joignait à ſes talens une ardeur inſatiable de tout ſavoir, une lecture immenſe, qui lui faiſait parcourir tous les livres

*) Mit dem Zunahmen Marcellinus, ein Geschichtschreiber, der im vierten Jahrhunderte lebte.

**) Der Verstand in eigner Person.

des anciens. Sa paſſion pour les livres alla ſi loin, qu'il acheta juſqu' à trois talens *) les livres de Speuſippe. Strabon dit de lui qu'il penſa le premier à ſe faire une bibliotheque. Sa vaſte littérature parait aſſez dans les ouvrages qui nous reſtent de lui. Combien d'opinions des anciens a-t-il arraché à l'oubli, dans lequel elles feraient aujourd'hui enſevelies, s'il ne les en avait retirées, et s'il ne les avait expoſées dans ſes livres avec autant de jugement que de varieté. Si nous nous en rapportons à Ammianus, il demeura pendant vingt ans ſous la diſcipline de Platon, dont il honora la mémoire par un autel qu'il érigea, et ſur lequel il fit graver ces deux vers;

Gratus Ariſtoteles ſtruit hoc Altare Platoni,
Quem turbae injuſtae vel celebrare nefas **).

Il y a bien d'autres preuves de ſon amour envers ſon maitre, temoin l'oraiſon funebre qu'il compoſa pour lui, et mille épigrammes dans lesquelles il a rendu juſtice à ſes grands talens. Mais il y en a qui prétendent que tous ces témoignages de l'attachement d'Ariſtote ſont

* Dreimal 900 Thaler.

**) D. i. aus Dankbarkeit errichtet Aristoteles diesen Altar dem Platon, einem Manne, den man vor dem ungerechten grossen Haufen nicht einmal loben darf,

démentis par la brouillerie qui s'éleva entre lui et Platon. En effet le maitre ſe faiſait ſouvent un plaiſir de mortifier ſon diſciple; il lui reprochait, entr'autres choſes, trop d'affectation dans ſes diſcours, et trop de magnificence dans ſes habits. Ariſtote de ſon coté ne ceſſait de railler ſon maitre, et de le piquer dans toutes les occaſions qui ſe préſentaient. Ces meſintelligences allerent ſi loin, que Platon lui préfera Xénocrate, Speuſippe, Amiclas et d'autres qu'il affecta de mieux recevoir que lui, et pour lesquels il n'eut rien de ſecret: On rapporte même qu' Ariſtote prit le tems où Xénocrate était allé faire un voyage dans ſons païs, pour rendre viſite à Platon, étant eſcorté d'un grand nombre de diſciples; qu'il profita de l'abſence, de Speuſippe, qui était alors malade, pour provoquer à la diſpute Platon, à qui ſon grand agé avait oté la mémoire; qu'il lui fit mille queſtions ſophiſtiques, plus embarraſſantes les unes que les autres; qu'il enveloppa adroitement dans les pieges ſéduiſans de ſa ſubtile dialectique, et qu'il l'obligea à lui abandonner le champ de bataille. On ajoute que Xénocrate étant revenu trois mois après de ſon voyage, fut fort ſurpris de trouver Ariſtote à la place de ſon maitre; qu'il en demanda la raiſon; et ſur ce qu'on lui répon-

dit que Platon avait été forcé de ceder le lieu de la promenade, qu'il était allé trouver Ariſtote; qu'il avait vu environné d'un grand nombre de gens fort eſtimés, avec lesquels il s'entretenait paiſiblement de queſtions philoſophiques; qu'il l'avait ſalué très-reſpectueuſement, ſans lui donner aucune marque de ſon étonnement: mais qu' ayant aſſemblé ſes compagnons d'étude, il avait fait à Speuſippe de grands reproches d'avoir ainſi laiſſé Ariſtote maître du champ de bataille; qu'il avait attaqué Ariſtote, et qu'il avait obligé de céder à ſon tour une place dont Platon était plus digne que lui.

D'autres diſent que Platon fut vivement piqué, que de ſon vivant Ariſtote ſe fût fait chef de parti, et qu'il eût érigé dans le Lycée *) une ſecte entierement oppoſée à la ſienne. Il le comparait à ces enfans vigoureux, qui battent leurs nourrices après s'être nourris de leur lait. L'auteur de tous ces bruits ſi deſavantageux à la réputation d'Ariſtote, eſt un certain Ariſtoxene, que l'eſprit de vengeance anima contre lui, ſelon le rapport de Suidas **),

*) Ein Gymnaſium wie die Akademie.

**) Er lebte im elften oder zwölften Jahrhundert und ſchrieb ein griechiſches Wörterbuch, das mitunter auch manche hiſtoriſche Bemerkungen enthält.

parce qu'il lui avait préféré Theophraſte *), qu'il avait déſigné ponr être ſon ſucceſſeur. Il n'eſt poiut vraiſemblable, comme le marque fort bien Ammianus, qu' Ariſtote ait oſé chaſſer Platon du lieu où il enſeignait, pour s'en rendre le maitre, et qu'il ait formé de ſon vivant une ſecte contraire à la ſienne. Le graud crédit de Chabrias et de Timothée, qui tous deux avaient été à la tête des armées, et qui étaient parens de Platon, aurait arrêté une entrepriſe ſi audacieuſe. Bien loin qu' Ariſtote ait été un rebelle qui ait oſé combattre la doctrine de Platon, pendant qu'il vivait, nous voyons que même depuis ſa mort, il a parlé toûjours de lui en termes qui marquaient combien il l'eſtimait. Il eſt vrai que la ſecte péripatécienne **) eſt bien oppoſée à la ſecte académique; mais on ne prouvera jamais qu'elle ſoit née avant la mort de Platon. Et ſi Ariſtote a abandonné Platon, il n'a fait que jouir du droit des philoſophes; il a fait céder l'amitié qu'il devait à ſon maitre, à l'amour qu'on doit encore plus à la vérité. Il peut ſe faire pourtant que dans l'ardeur de la diſpute il n'ait

*) Er ſchrieb unter andern *ſittliche Karakter-ſchilderungen.*

**) So hieſs die Sekte, deren Stifter Ariſtoteles war. Das Wort bedeutet *wandelnd*, weil A. nicht ſtehend oder ſitzend, ſondern wandelnd lehrte.

pas aſſez menagé ſon maitre; mais on le peut pardonner au feu de ſa jeuneſſe, et à cette grande vivacité d'eſprit qui l'emportait au-delà des bornes d'une diſpute modérée.

Platon en mourant laiſſa le gouvernement de l'académie à Speuſippe ſon neveu. Choqué de cette préférence, Ariſtote prit le parti de voyager, et il parcourut les principales villes de la Grece, ſe familiariſant avec tous ceux de qui il pouvait tirer quelque inſtruction; ne dédaignant pas même cette ſorte de gens qui font de la volupté toute leur occupation, et plaiſent du moins s'ils n' inſtruiſent.

Durant le cours de ſes voyages, Philippe roi de Macédoine, et juſte appréciateur du mérite des hommes lui manda que ſon deſſein était de le charger de l'éducation de ſon fils. „Je rends moins grace aux dieux, lui écrivait-il, de me l'avoir donné, que de l'avoir fait naitre pendant votre vie; je compte que par vos conſeils il deviendra digne de vous et de moi." Quel honneur pour un philoſophe, que de voir ſon nom lié avec celui d'un héros, tel que celui d'Alexandre le Grand! Et quelle récompenſe plus flatteuſe de ſes ſoins, que d'entendre ce jeune héros répéter ſouvent: „Je dois le jour à mon pere, mais je dois à mon

précepteur l'art de me conduire; ſi je regne avec quelque gloire, je lui en ai toute l'obligation."

Il y a apparence qu' Ariſtote demeura à la cour d'Alexandre, et y jouit de toutes les prérogatives qui lui étaient dues, jusqu' à ce que ce prince, deſtiné à conquérir la plus belle partie du monde, porta la guerre en Aſie. Le philoſophe ſe ſentant inutile, reprit alors le chemin d'Athenes. Là il fut reçu avec une grande diſtinction, et on lui donna le Lycée, pour y fonder une nouvelle école de philoſophie. Quoique le ſoin de ſes études l'occupât extrêmement, il ne laiſſait pas d'entrer dans tous les mouvemens et dans toutes les querelles qui agitaient alors les divers états de la Grece. On le ſoupçonne même de n' avoir point ignoré la malhûreuſe conſpiration d'Antipater, qui fit empoiſonner Alexandre à la fleur de ſon age, et au milieu des plus juſtes eſpérances de s'aſſujettir le monde entier.

Cependant Xénocrate qui avait ſuccédé à Speuſippe, enſeignait dans l'académie la doctrine de Platon. Ariſtote qui avait été ſon diſciple pendant qu'il vivait, en devint le rival apès ſa mort. Cet eſprit d'émulation le porta à prendre une route différente vers la renommée, en s'emparant d'un diſtrict que perſon-

ne encore n'avait occupé. Quoiqu'il n'ait point prétendu au caractere de legislateur, il écrivit cependant des livres de loix et de politique, par pure oppofition à fon maitre. Il obferva, à la vérité, l'ancienne méthode de la double doctrine, qui était fi fort en vogue dans l'académie, mais avec moins de réferve et de difcrétion que ceux qui l'avaient précédé. Les Pythagoriciens et les Platoniciens faifaient de cette méthode même un fecret de leurs écoles; mais il femble qu' Ariftote ait eu envie de la faire connaitre à tout le monde, en indiquant publiquement la diftinction que l'on doit faire de ces deux genres de doctrines: auffi s'explique-t-il fans détour, et de la maniere la plus dogmatique, contre les peines et les récompenfes d'une autre vie. La mort, dit-il, dans fon *traité de la Morale,* eft de toutes les chofes la plus terrible; c'eft la fin de notre exiftence, et après elle l'homme n'a ni bien à efpérer, ni mal à craindre.

Dans fa vieilleffe Ariftote fut attaqué par un prêtre de Cérès *), qui l'accufait d'impieté et le traduifit devant les juges. Comme cette accufation pouvait avoir des fuites fâcheufes, le philofophe jugea à propos de fe retirer fe-

*) Der Göttin des Ackerbaues und der Feldfrüchte.

erement à Chalcis *). Envain ſes amis voulurent-ils l'arrêter: *Empêchons*, leur cria-t-il en partant, *empêchons qu'on ne faſſe une ſeconde injure à la philoſophie.* La premiere ſans doute était le ſupplice de Socrate, qui pourrait être regardé comme un martyr de l'unité de Dieu, dans la loi de nature, s'il n'avait pas eu la faibleſſe, pour complaire à ſes concitoyens, d'ordonner en mourant, qu'on ſacrifiât un coq à Eſculape. **)

On raconte diverſement la mort d'Ariſtote. Les uns diſent que déſeſpére de ne pouvoir déviner la cauſe du flux et reflux qui ſe fait ſentir dans l'Euripe †), il s'y précipita à la fin, en diſant ces mots: *puisque Ariſtote n'a jamais pu comprendre* ††) *l'Euripe, que l'Euripe le comprenne donc lui-même.* D'autres rappor-

rr) Hauptſtadt der Inſel Euboea. Dieſe Inſel heiſst heutiges Tages Negropont.

*) Dem Gott der Arzneikunde. Sokrates Worte lasſen ſich aber unſchuldiger deuten: ſie konnten Scherz ſeyn. Dies ſtimmt besſer mit ſeinem Karakter und mit ſeinen übrigen Aeuſserungen über die Religion.

**) Euripus hieſs die Meer-enge zwiſchen der Inſel Euboea und dem feſten Lande. Ebbe und Fluth erfolgte hier von jeher an einigen Tagen des Monats, z. B. vom neunten bis dreizehnten nach ungewöhnlichen und unbekannten Geſetzen, z. B. bisweilen elfmal in 24 Stunden.

††) Faſſen.

tent qu' après avoir quelque tems soutenu son infortune, et lutté pour ainsi dire contre la calomnie, il s'empoisonna pour finir comme Socrate avait fini. D'autres enfin veulent qu'il soit mort de sa mort naturelle, exténué par les trop grandes veilles, et consumé par un travail trop opiniâtre. Tel est le sentiment d'Apollodore *), de Denys d'Halicarnasse **), de Censorin ***), de Laerce. Ce dernier, pour prouver son infatigable activité dans le travail, rapporte, que lorsqu'il se mettait en devoir de reposer, il tenait dans la main une sphere d'airain, appuyée sur le bord d'un bassin, afin que le bruit qu'elle ferait en tombant dans le bassin, pût le reveiller.

Il rendit l'ame en invoquant la cause universelle, l'Etre supreme, à qui il allait se rejoindre. Les Stagiriens devaient trop à Aristote, pour ne pas rendre à sa memoire de grands

*) Ein Lehrer der Wohlredenheit zu Athen, ungefähr anderthalb hundert Jahr vor C. G. Er beschreibt in seiner *Bibliothek* — so heisst sein Buch — die Götter und Helden vor dem trojanischen Kriege. (Dieser Krieg war 1200 J. vor C. G.)

**) Er lebte zu Christi Zeiten und schrieb griechisch eine römische Geschichte, auch verschiedenes über Sprachphilosophie.

***) Der im dritten Jahrhundert lebte und Sprachlehrer zu Rom war.

honneurs. Ils transporterent ſon corps à Stagire, et ſur ſon tombeau ils eleverent un autel, et une eſpece de temple qu' ils appellerent de ſon nom, afinqu'il fût un monument eternel de la liberté et des autres privileges qu' Ariſtote leur avait obtenu ſoit de Philippe, ſoit d'Alexandre.

Si l'on en croit Origene*), Ariſtote avait donné lieu aux reproches d'impieté, qui lui firent abandonner Athenes pour s'exiler à Chalcis. Dans les converſations particulieres il ne ſe ménageait pas aſſez: il oſait ſoutenir que les offrandes et les ſacrifices ſout tout-à-fait inutiles; que les dieux font peu d'attention à la pompe extérieure qui brille dans leurs temples. C'était une ſuite de l'opinion où il était, que la providence ne s'étend point juſqu'aux choſes ſublunaires. Le principe ſur lequel il s'appuyait pour ſoutenir un ſyſteme ſi favorable à l'impieté, revient à ceci: Dieu ne voit et ne connait que ce qu'il à toujours vu et connu, les choſes contingentes ne ſont pas de

*) Ein Kirchenlehrer aus dem vierten Jahrhundert, der unter die berühmteſten gehört. Er vertheidigte die chriſtliche Religion wider Celſus in einer eigenen Schrift, in welcher ſich auch dieſe Nachricht vom Ariſtoteles findet.

ſon reſſort. La terre eſt le païs des changemens, de la génération et de la corruption: Dieu n' y a donc aucun pouvoir; il ſe borne au païs de l'immortalité, à ce qui eſt de ſa nature incorruptible. Ariſtote pour aſſurer la liberté de l'homme, croyait ne pouvoir mieux faire que de nier la providence: en fallait-il davantage pour armer contre lui les prêtres intéreſſés du paganisme? Ils pardonnaient rarement, et ſurtout à ceux qui voulaient diminuer de leurs droits et de leurs prérogatives.

Quoique la vie d'Ariſtote ait toujours été fort tumultueuſe, ſoit au Lycée, ſoit à la cour de Philippe, le nombre de ſes ouvrages eſt cependant prodigieux à la tête ſont ceux qui roulent ſur l'art oratoire et ſur la poetique. Il y a apparence que ce ſont les premiers ouvrages qu'il ait compoſés. Il les deſtina à l'éducation du prince, qui lui avait été confié. On y trouve des choſes excellentes et on les regarde encore aujourd'hui comme des cheff-d'oeuvres de gout et de philoſophie. Une lecture aſſidue des ouvrages d'Homere lui avait formé le jugement, et donné un goût exquis de la belle litterature. Jamais perſonne n'a pénétré plus avant dans le coeur humain, ni

mieux connu les reſſorts inviſibles qui le font mouvoir. Il s'était ouvert par la force de ſon génie une route ſûre jusqu' aux ſources du vrai beau; et ſi aujourd'hui l'on veut dire quelque choſe de bon ſur la *rhétorique* et ſur la poétique, on ſe voit obligé de le répéter. Nous ne craignons point de dire que ces deux ouvrages ſont ceux qui font le plus d'honneur à ſa mémoire. Ses traités de morales viennent enſuite. L'auteur y garde un caractere d'honnêteté qui plait infiniment; mais par malheur il atiédit au lieu d'échauffer; on ne lui donne qu'une admiration ſtérile; on ne revient point à ce qu'on a lu. La morale eſt ſeche et infructueuſe, quand elle n'offre que des vues générales et des propoſitions métaphyſiques, plus propres à orner l'eſprit et à charger la mémoire, qu' à toucher le coeur et à changer la volonté. Tel eſt en général l'eſprit qui regne dans les livres de morale de ce philoſophe. Voici quelques uns de ſes préceptes avec le tour qu'il leur donne.

Le bonheur de l'homme ne conſiſte ni dans les richeſſes, ni dans les honneurs, ni dans la puiſſance, ni dans la nobleſſe, ni dans les ſpéculations de la philoſophie; mais bien plû-

tôt dans les habitudes de l'ame, qui la rendent plus ou moins perfaite.

La vertu eſt pleine de charmes et d'attraits; ainſi une vie, où les vertus s'enchainent les unes avec les autres, ne ſaurait être que très hûreuſes.

Quoique la vertu ſe ſuffiſe à elle-même, on ne peut nier cependant qu'elle ne trouve un puiſſant appui dans la faveur, les richeſſes, les honneurs, la nobleſſe du ſang, la beauté du corps, et que toutes ces choſes ne contribuent à lui faire prendre un plus grand eſſor, et n'augmentent par-là le bonheur de l'homme.

Toute vertu ſe trouve placée dans le milieu entre un acte mauvais par excès *) et entre un acte mauvais par défaut **). Ainſi le courage tient le milieu entre la crainte et l'audace; la libéralité entre l'avarice et la prodigalité; la modeſtie entre l'ambition et le mépris ſuperbe des honneurs; la magnificence entre le faſte trop recherché et l'épargne ſordide; la douceur entre la colere et l'inſenſibilité; la

*) Wo *zu viel* geſchieht.

**) Wo *zu wenig* geſchieht,

popularité entre la miſantropie et la baſſe flatterie etc. D'ou l'on peut conclure que le nombre des vices eſt double celui des vertus, puiſque toute vertu eſt toûjours voiſine de deux vices qui lui ſont contraires.

Il diſtingue deux ſortes de juſtice, l'une univerſelle, l'autre particuliere. La juſtice univerſelle tend à conſerver la ſociété civile par le reſpect qu'elle inſpire pour toutes les loix. La juſtice particuliere, qui conſiſte à rendre à chacun ce qui lui eſt dû, eſt de deux ſortes, la juſtice diſtributive et la commutative. La juſtice diſtributive diſpenſe les charges et les récompenſes ſelon le mérite de chaque citoyen. La juſtice commutative conſiſte dans une échange de choſes et donne à chacun ce qui lui eſt dû.

On ſe lie d'amitié avec quelqu'un ou pour le plaiſir qu'on retire de ſon commerce, ou pour l'utilité qui en revient, ou pour ſon mérite fondé ſur la vertu ou d'excellentes qualités. La derniere eſt une amitié parfaite. La bienveillance n'eſt pas, à proprement parler, l'amitié; mail elle y conduit, et en quelque façon elle l'ébauche.

Ariſtote a beaucoup mieux réuſſi dans ſa logique que dans ſa morale. Il y découvre les principales ſources de l'art de raiſonner; il perce dans le fond inépuiſable des penſées de l'homme; il démêle ſes penſées, fait voir la liaiſon qu'elles ont entr'elles, les ſuit dans leurs écarts et dans leurs contrariétés, les ramene enfin à un point fixe. On peut aſſurer que ſi l'on pouvait atteindre l'eſprit*), Ariſtote l'aurait atteint. N'eſt-ce pas une choſe admirable, que par différentes combinaiſons qu'il a faites de toutes les formes que l'eſprit peut prendre en raiſonnant, il l'ait tellement enchainé parles regles qu'il lui a tracées, qu'il ne puiſſe s'en écarter, qu'il ne raiſonne inconſéquemment**)?

Voici le jugement avantageux que M. de Buffon***) a porté de l'hiſtoire des animaux de notre philoſophe:

„L'hiſtoire des animaux d'Ariſtote eſt peut-être encore aujourd'hui ce que nous avons de mieux fait en ce genre; et il ſerait à déſirer

*) *Den Geiſt erreichen*, d. i. das Weſen des menſchlichen Geiſtes den Sinnen darſtellen.

*) Ohne folge-widrig zu ſchlieſsen, oder, wenn er nicht folge-widrig ſchlieſsen will.

***) Der allgemein bekannte groſse Naturkündiger in Frankreich.

qu'il nous eût laiſſé quelque choſe d'auſſi complet ſur les végétaux et ſur les mineraux; mais les deux livres des plantes que quelquesuns lui attribuent, ne reſſemblent point à cet ouvrage, et ne ſont pas en effet de lui. Il eſt vrai que la botanique n'était pas fort en honneur de ſon tems. Les Grecs et les Romains même ne la regardaient pas comme une ſcience qui dût exiſter par elle-même, et qui dût faire un objet à part; ils ne la conſideraient que rélativement à l'agriculture, au jardinage, à la médecine et aux arts. Et quoique Théophraſte, diſciple d'Ariſtote, connût plus de cinq cent genres de plentes, et que Pline en cite plus de mille, ils n'en parlent que pour nous en apprendre la culture, ou pour nous dire que les unes entrent dans la compoſition des drogues; que les autres ſont d'uſage pour les arts; que d'autres ſervent à orner nos jardins etc. en un mot, ils ne le conſiderent que par l'utilité qu'on en peut tirer, et ils ne ſe ſont pas attachés à les décrire exactement."

„L'hiſtoire des animaux leur était mieux connue que celle des plantes. Alexandre donne des ordres et fit des dépenſes très-conſidérables pour raſſembler des animaux, et en faire venir de tous les païs; et il mit Ariſtote

en état de les bien obferver. Il parait par fon ouvrage qu'il les connait peut-être mieux, et fous des vues plus générales, qu'on ne les connait aujourd'hui. Enfin, quoique les modernes aient ajouté leurs découvertes à celles des anciens, je ne vois pas que nous ayons lur l'hiftoire naturelle beaucoup d'ouvrages modernes qu'on puiffe mettre au deffus de ceux d'Ariftote et de Pline. Mais comme la prévention naturelle qu'on a pour fon fiecle, pourrait perfuader que ce que je viens de dire eft avancé témérairement, je vais faire en peu de mots l'expofition du plan de l'ouvrage d'Ariftote."

„Ariftote commence fon hiftoire des animaux par établir des différences et des reffemblances générales entre les différens genres d'animaux; au lieu de les divifer par de petits caracteres particuliers, comme l'ont fait les modernes. Il rapporte hiftoriquement tous les faits et toutes les obfervations qui portent fur des rapports généraux, et fur des caracteres fenfibles. Il tire des caracteres *) de la forme, de la couleur, de la grandeur, et de

*) Der Sinn ift: Er nimmt unterfcheidende (karackterifti-fche) Merkmale her aus der Bildung, Farbe, Gröfse u. f. w.

toutes les qualités extérieures de l'animal entier, auſſi du nombre et de la poſition de ſes parties, de la grandeur, du mouvement, de la forme de ſes membres; des rapports ſemblables ou différens qui ſe trouvent dans ces mêmes parties comparées; et il donne partout des exemples pour ſe faire mieux entendre. Il conſidere auſſi les différences des animaux par leur façon de vivre, leurs actions, leurs moeurs, leurs habitations etc. Il parle des parties qui ſont communes et eſſentielles aux animaux, et de celles qui pouvent manquer, et qui manquent en effet à pluſieurs eſpeces d'animaux. Le ſens du toucher, dit-il, eſt la ſeule choſe qu'on doive regarder comme néceſſaire, et qui ne doit manquer à aucun animal. Et comme ce ſens eſt commun à tous les animaux, il n'eſt pas poſſible de donner un nom à la partie de leur corps, dans laquelle réſide la faculté de ſentir. Les parties les plus eſſentielles ſont celles par lesquelles l'animal prend ſa nourriture, celles qui reçoivent et digerent cette nourriture, et celles par où il rend le ſuperflu. Il examine enſuite les varietés de la génération des animaux; celles de leurs membres, et des différentes parties qui ſervent à leurs fonctions naturel-

les. Ces obſervations générales et préliminaires ſont un tableau dont toutes les parties ſont intéreſſantes : et ce grand philoſophe dit auſſi, qu'il les a préſentées ſous cet aſpect, pour donner un avant-gout de ce qui doit ſuivre, et faire naitre l'attention qu' exige l'hiſtoire particuliere de chaque animal, ou plûtôt de chaque choſe.“

Il commence par l'homme, et il le décrit le premier, plûtôt parcequ'il eſt l'animal le mieux connu, que parcequ'il eſt le plus parfait ; et pour rendre ſa déſcription moins ſeche et plus piquante, il tâche de tirer des connaiſſances morales en parcourant les rapports phyſiques du corps humain, et il indique les caracteres des hommes par les traits de leur viſage. Se bien connaitre en phyſionomie, ſerait en effet une ſcience bien utile à celui qui l'aurait acquiſe: mais peut-on la tirer de l'hiſtoire naturelle? Il décrit donc l'homme par toutes les parties extérieures et intérieures ; et cette déſcription eſt la ſeule qui ſoit entiere. Au lieu de décrire chaque animal en particulier, il fait connaitre tous, par les rapports que toutes les parties de leur corps ont avec celles du corps de l'homme. Lorsqu'il

décrit, par exemple, la tête humaine, il compare avec elle la tête de toutes les efpeces d'animaux. Il en eft de même de toutes les autres parties. A la défcription du noumon de l'homme, il rapporte hiftoriquement tout ce qu'on favait des poumons des animaux; et il fait l'hiftoire de ceux qui en manquent. A l'occafion du fang, il fait l'hiftoire des animaux qui en font privés; et faivant ainfi ce plan de comparaifon dans lequel, comme l'on voit, l'homme fert de modele, et ne donnant que les différences qu'il y a des animaux à l'homme, et de chaque partie des animaux à chaque partie de l'homme, il retranche à deffein toute defcription particuliere; il évite parlà toute répétition; il accumule les faits et il n'écrit pas un mot qui foit inutile; auffi a-t-il compris dans un petit volume un nombre infini de différens faits; et je ne crois pas qu'il foit poffible de réduire à de moindres termes tout ce qu' il avait à dire fur cette matiere, qui parait fi peu fufceptible de cette précifion, qu'il fallait un génie comme le fien pour y conferver en même tems de l'ordre et de la netteté. Cet ouvrage d'Ariftote s'eft préfenté à mes yeux comme une table de matieres qu'on aurait extraites avec le plus grand foin de plu-

ſieurs milliers de volumes remplis de deſcriptions et d'obſervations de toute eſpece. C'eſt l'abrégé le plus ſavant qui ait jamais été fait, ſi la ſcience eſt en effet l'hiſtoire des faits. Et quand même on ſuppoſerait qu' Ariſtote aurait tiré de tous les livres de ſon tems ce qu'il a mis dans le ſien, le plan de l'ouvrage, ſa diſtribution, le choix des exemples, la juſteſſe des comparaiſons, une certaine tournure dans les idées, que j'appellerais volontiers *le caractere philoſophique*, ne laiſſent pas douter un inſtant qui'l ne fût lui-même beaucoup plus riche que ceux dont il aurait emprunté."

